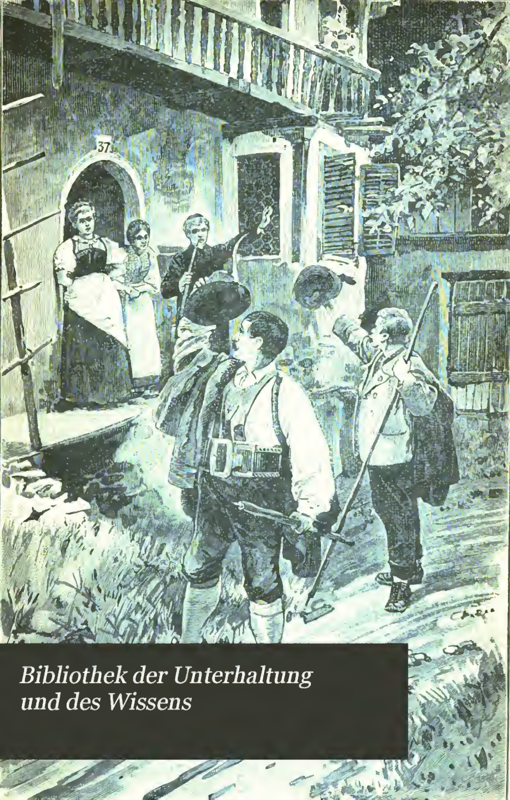
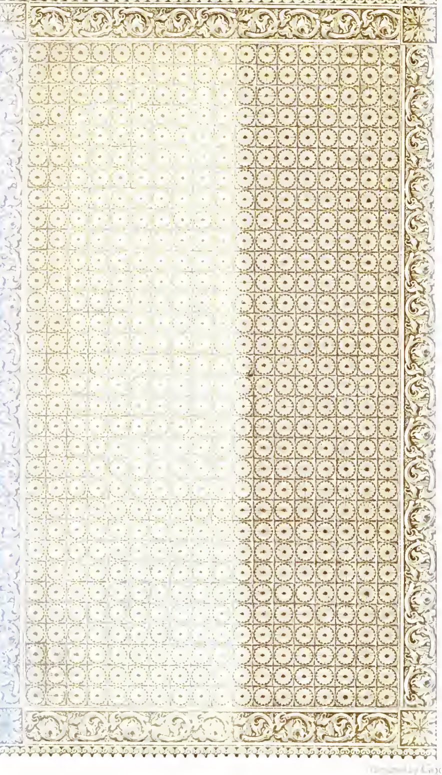


Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK





Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Die Almhex'" von H. Schrott-Fiechtl. (S. 82)
Originalzeichnung von R. Mahn.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.
Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

Seite



Das fünfte Gebot.

Roman von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Es bedurfte für Hanna fast übermenschlicher Anstrengung, um die kleinlichen Geschäfte des Tages für die abwesende Hausfrau zu verrichten, ohne durch Verwirrtsein und Unruhe den in ihrem Herzen tobenden Sturm zu verraten. Die Angst um den Geliebten war es, die ihr ganzes Sein in diesen schweren Stunden beherrschte.

Nach ermüdender hauswirtschaftlicher Thätigkeit verschaffte sie sich endlich ein freies Stündchen.

Von der Thür aus hatte sie Werner ins „Strandschloß" gehen sehen. Vermutlich nahm er dort das Frühstück ein, da er im Speisesaal des Kurhauses nicht den lästigen Blicken der Gesellschaft ausgesetzt sein wollte.

Sie paßte den Augenblick ab, in dem er den Garten des „Strandschlosses" verließ, um den nach der Höhe führenden Weg zu beschreiten. Wie von ungefähr trat sie ihm dort bei der Biegung des Weges entgegen.

Werners düsteres Antlitz hellte sich sofort auf, als er die Geliebte sah. Hannas unverwüstliche Gesundheit hatte

unter den seelischen Qualen und körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen nicht gelitten. Die frische Seeluft hatte ihre Wangen im Augenblick leicht gerötet, ihre schönen Augen hatten den goldbraunen Glanz noch nicht verloren.

„Wie hübsch du bist!“ sagte der Arzt mit ehrlicher Bewunderung, indem er, ihre schlanke Hand festhaltend, sie zärtlich ansah.

Sie fürchtete, daß man sie beobachte, legte ihren Arm in den seinen und führte ihn ein paar Schritte weiter zum unteren Strandweg, der momentan menschenleer war, scheinbar auf seinen harmlosen Ton eingehend.

„Und so lange konntest du heute warten, ehe es dich drängte, dich davon zu überzeugen?“ sagte sie.

Er sah ihr voll ins Antlitz. „So ist es lieb von dir, Hanna. Wie mir's doch immer wohlthut, das Weib in dir zu erkennen, das Weib auch in seinen liebenswürdigen kleinen Schwächen. Ach, mir war's in diesen letzten trüben Tagen, als sei ich so alt und grämlich geworden, daß ich dir unausstehlich erscheinen möchte.“

„Ich will dir schon wieder Frohsinn und Jugend geben,“ versetzte Hanna mit Wärme. „Aber folgsam mußt du sein und vorläufig dich als meinen Patienten betrachten.“

Er lächelte. „Und was befiehlt mein lieber kleiner Seelenarzt?“

„Aus dieser düsteren Gegend will ich dich fortbringen, Werner.“

Der Arzt umfaßte sie zärtlicher. „Die Sonne lacht, der Himmel spannt seinen blauen Bogen über den stahlfarbenen Meeresspiegel aus, fröhliche Kinder spielen im weißen Dünensand, der frische Nordwind bläst in die Fischersegel und umweht uns mit dem köstlichen Atem der See — und du, Unzufriedene, schiltst mir diese herrliche Gegend?“

Sie merkte wohl, daß er nur so sprach, um sich selbst aufzuheitern und sich Mut zu machen. Denn der schmerzliche Zug um seinen Mund und der seltsam müde Ausdruck seiner Augen war auch jetzt noch nicht gewichen.

Sie gelangten in den dicht vom Ufer an bis weit in die Insel hinein sich hinziehenden Laubwald. Mächtige alte Buchen bildeten mit ihren dicht belaubten Kronen ein Dach zu ihren Häupten. Vereinzelt stehende weiße Birken gaben im Verein mit dem durchs Blätterwerk dringenden Sonnenstrahl dem uralten Walde einen stellenweise fast lustigen Charakter. Das Grün der Blätter, des Waldbodens und des Unterholzes, dessen Ausschnitte da und dort den Ausblick auf die leicht bewegte See freigaben, that dem Auge wohl.

Warm und zärtlich preßte Werner die jugendfrische Mädchengestalt an sich.

„Hanna, überall, wo du bist, wird mir's gut gehen. Es ist ja nur die Einsamkeit, die quälende Einsamkeit, die mich peinigt. In den Stunden, in denen ich dich bei mir weiß, fühle ich mich jung und gesund; aber wenn du fort bist, wenn ich allein auf meine trüben Gedanken angewiesen bin, wenn die Schatten der Vergangenheit kommen mit ihrer Qual, dann verzweifle ich an mir."

Sie blieb stehen und blickte ihm angstvoll ins Auge.

„Willst du dich mir nicht anvertrauen, Werner? Was ist es, das dich quält? Ist es nur die Trauer um unsere arme Agathe? Oder was sonst? Sprich doch, Werner! Oder bin ich deines Vertrauens nicht wert?"

Nun umfaßte er sie und küßte sie mit Leidenschaft. „Ach, Hanna, du bist ja mein Ein und Alles, du allein machst mir ja noch das Leben lebenswert. Wie sollte ich dir nicht vertrauen? Aber das ist es gerade, was mich für die Zukunft zittern macht: es bangt mir um dein Glück, Hanna, an meiner Seite."

Sie löste sich sanft aus seiner Umarmung. Verwirrt, in mädchenhafter Scheu, aber doch auch von geheimer banger Ahnung ergriffen, sah sie ihn forschend an.

„Rede, beichte, Werner, wenn du mir einen Beweis deines Vertrauens geben willst."

Schlaff ließ er seine Arme herabsinken. Seine Züge wurden ernst, fast finster; unruhig flackernd ward der Blick seiner Augen.

„Ich möchte dir das ungestörte, trauliche Glück an der Seite eines kerngesunden Gatten gönnen, der Wetter und Sturm zu trotzen weiß, der dich vor jeder Unbill zu behüten vermag. Aber was hat dieses furchtbare, unglückselige Jahr aus mir gemacht!"

„Werner — geliebter, bester Mann!" beschwichtigte ihn Hanna in tiefer Ergriffenheit. „Offenbare dich mir doch ganz." Und in zärtlichem Tone fuhr sie fort: „Nanntest du mich nicht deinen Seelenarzt, Werner? Hast du nicht Glaube und Hoffnung, daß du in meiner Pflege bald völlig gesunden wirst?"

„Ach, arme Liebste, das schmerzt mich eben so unsagbar, daß du, die ihr junges, blühendes Leben schon an so vielen Krankenbetten in düsteren Stuben hinbringen mußte, nun auch in der Ehe so viel Leid erfahren sollst." Er umschlang sie wieder mit Leidenschaft. „Und ich möchte dich doch so glücklich machen, Hanna, so glücklich!"

Hanna vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Der Zwiespalt, in dem sich ihr Inneres befand, das bei den zärtlichen Worten seliges Hoffen, bei den trüben Ahnungen qualvolle Pein empfand, preßte endlich heiße Thränen in ihre Augen. Sie weinte erschüttert an seiner Schulter. Aber er merkte es nicht, sondern erging sich in einer stürmischen Schilderung des Glücks, wie er sich's ausgedacht hatte für seine Geliebte.

Tief aufatmend machte sich Hanna frei, das Antlitz

mit den Händen bedeckend. Schweigend suchte sie den Weg fortzusetzen. Doch Werner zog sie mit sanfter Gewalt zu einer Bank, die an dem lauschigen Waldweg stand und von der aus man durch einen Durchschnitt des Laubwerks einen köstlichen Ausblick auf die See genoß.

Innig aneinander geschmiegt saßen sie dort eine Weile, jedes seinen Gedanken nachhängend. Als Werner dann wieder zu reden begann, war sein Ton weich und hilflos. Es klang, als ob er sich der Beichte, die er der Geliebten ablegte, schämte.

„Sieh, Hanna, was mich schon seit einer langen, langen Zeit heimsucht, das sind diese grausamen, quälenden Träume, denen ich mich trotz Aufbietung meiner ganzen Willenskraft nicht mehr entziehen kann. Der Zustand ist krankhaft. Und ich fürchte, es ist eine Krankheit des Gemüts. Ich habe mich abzuhärten versucht, habe Hunger und Durst gelitten, im Winter Frost, um durch körperliche Entbehrungen auf meine psychischen Kräfte einzuwirken. Doch alles vergebens. Es ist, als ob ich ein doppeltes Leben führte: ein Dasein im Wachen und eine nervenzerrüttende Existenz im Traume. Und es sind nicht etwa schemenhafte Träume, denen mein Geist folgen muß, sondern es sind Erlebnisse — grauenvolle Erlebnisse."

Hanna tastete ängstlich nach seiner kalt gewordenen Hand. „Aber die Wissenschaft muß doch ein Heilmittel dagegen wissen!"

Er zuckte die Achsel. „Ich habe alles versucht."

Hanna atmete schwer auf. „Und du glaubst, daß die fortgesetzte Qual, die dir das furchtbare Leiden Agathens bereitete, und die Verzweiflung darüber, dich niemand anvertrauen zu dürfen, diesen abnormen Zustand geschaffen hat?"

„Ja, das ist meine Ueberzeugung." Er ließ den Kopf hängen und sann düster nach. „Immer stehen die Wahn-

vorstellungen in Verbindung mit Agathens Krankheit und seit mehreren Nächten mit ihrem Tode."

Ein leiser Schauer überrieselte Hanna, deren Hand sich unwillkürlich aus der des Arztes löste. „Und was träumtest du, Werner?" fragte sie zitternd.

Er sah sich unruhig nach beiden Seiten um. „Hanna, du entsinnst dich jenes Gesprächs mit Oswald Brand?"

„In Soras und Ernsts Gegenwart? Gewiß!"

„Seit jener Stunde wuchs meine innere Unrast. Allnächtlich, sobald ich im Schlaf lag, sah ich Oswald langsam sein Zimmer verlassen, feierlichen Schrittes in den Garten treten und dort ... ach, Grausen packt mich an, wenn ich mir den Traum nur vergegenwärtige!"

„Sprich, so sprich doch, Werner!" drängte Hanna erbebend.

„Ich sehe den Vorgang jener einen Nacht so deutlich vor mir, als hätte ich ihn wirklich erlebt. Brand trat auf die Bank, verschwand in deinem Zimmer; ich hörte die Thür zu Agathens Sterbezimmer gehen und wußte, was drinnen geschehen sollte — ich wußte, daß er Agathe töten würde."

„Und du eiltest ihr nicht zu Hilfe? Ich meine — du hattest nicht im Traum die Vorstellung, daß du ihm nachstürzen müßtest, um sein Beginnen zu vereiteln?"

„Weiter reicht meine Erinnerung nicht. Ich wachte plötzlich auf und lag in meinem Zimmer auf dem Sofa, vollkommen angekleidet. Meine Glieder waren müde und zerschlagen, wie immer, wenn ich erwache; mein Kopf wüst und schwer. Ich trat ans geöffnete Fenster. Die Landschaft war dieselbe, wie ich sie im Traum gesehen: dein Fenster geöffnet — Stille ringsum — das Frühlicht über der See. Zu Tod erschöpft entkleidete ich mich. Ich hörte noch das Räderrasseln eines Wagens, der sich näherte; vermutlich war es der, in dem Sora mit ihrem Vater kam. Dann schlief ich ein."

„Und erwachtest erst, als Sora dich rief?"

„Ja. Und wieder schreckte ich da aus einem Traum empor, einem konfusen, dumpfen, schweren Traum."

Hanna hatte, von der Schilderung grausam gequält, sich erhoben. „Gewiß ist das schrecklich, Werner. Aber bist du nicht aufgeklärt genug, um Träume nur als das Spiel der Phantasie, die der Verstand nicht zügelt, gelten zu lassen?"

Werner schüttelte den Kopf. „Es sind keine bloßen Phantasiespiele. Es steckt ein anderes, ernsteres Leiden dahinter. Das kann ich mir als Arzt nicht verhehlen."

Sie erfaßte nun entschlossen seine beiden Hände. „Werner, du mußt fort von hier. Die Nähe der Stätte, an der Agathe ausgelitten hat, bringt dich immer von neuem in diese krankhafte Erregung. Du mußt reisen — weit fort von hier — und die grausamen Stunden, die du hier erlebt hast, zu vergessen suchen. Einen anderen Weg der Heilung giebt es nicht, Werner. Und wenn du mich liebst, so wirst du meine flehentliche Bitte erfüllen."

Er stöhnte tief auf. „Ach, ich wollte ja schon so oft entfliehen — vor mir selbst entfliehen! Schon damals, als du dieselbe Bitte an mich richtetest, Hanna, war ich fest entschlossen, deinem Rat zu folgen. Das war noch vor Agathens Tod. Die Koffer waren schon gepackt, ein Teil meines Gepäcks war mit dem meines Bruders nach Saßnitz gegangen. Aber dort harren die Sachen meiner Abreise noch heute auf dem Bahnhof. Denn gerade der Tag, den ich für meine Abreise bestimmt hatte, fesselte mich mit neuen, noch drückenderen Banden an diesen Ort. — Wie soll ich dir's nur schildern? Wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage: diese schrecklichen Träume haben ein neues quälendes Gefühl von Verantwortung in mir gezeitigt? Es ist mir, als sei ich berufen, zur Klärung des Dunkels beizutragen, das über Agathens Tod liegt.

Siehst du, Hanna, und dieser Aufgabe mich zu entziehen, finde ich nicht die Kraft, nicht den Mut der Entschlossenheit."

Hannas Angst steigerte sich bei diesen Worten. „Und trotzdem flehe ich dich an, Werner, geh. Wir haben uns mit dem Heimgang Agathens abgefunden, wir wollen um sie trauern, nicht aber ihren Tod rächen."

Sie stand zitternd vor ihm. Als er sie ernst fragend ansah, wich ihr Blick dem seinen aus.

„Nicht ihren Tod rächen," wiederholte er düster. „Aber den Schuldigen zur Rechenschaft ziehen. Hanna, sag doch: warum hast du so plötzlich deine Ansicht geändert? Sprachst du bis vor kurzem nicht selbst die Ueberzeugung aus, daß es überlegter Mord genannt werden müßte, wenn jemand sich unterfangen haben sollte, eine derartige „Erlöserthat" auszuüben?"

„Quäle mich nicht, Werner. Ich glaube trotz allem, was die Kriminalisten sagen, und trotz allem, was ein seltsames, rätselvolles Ahnen dir eingegeben hat, nicht mehr an Soras oder Oswalds Schuld."

„Aber an wessen Schuld glaubst du denn sonst?"

Wie irre sah sie um sich. Ihr Ausdruck flehte um Hilfe. „Werner, ich bitte, ich beschwöre dich: höre mit Fragen auf und laß uns vergessen..."

„Nein, Hanna, du mußt mich endlich von meinen Zweifeln erlösen. Ich will ja nur über die gräßliche Wahnvorstellung jener Schreckensnacht hinwegkommen. Sei barmherzig, Hanna, und sag mir: du weißt, daß Oswald der Thäter nicht war?"

„Ja denn, Werner, ich glaube es zu wissen."

„Und auch Sora träfe keine Schuld?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Du glaubst also doch an einen Selbstmord?"

Hanna schloß die Augen. Sie wagte nicht, in die

Welt hinauszusehen, während sie die erste, große, bewußte Lüge ihres Lebens sagte und kaum hörbar flüsterte: „Ja, Werner."

Langes, dumpfes Schweigen trat ein.

Dann drang der Arzt endlich mit neuen, aufgeregten Fragen in sie. Genau wollte er erfahren, wodurch Hanna zu dieser Ueberzeugung gekommen sei. Ob sie äußere Anhaltspunkte oder nur innere Gründe dafür habe. Sie flehte ihn unter Thränen an, sie zu schonen. Gewisses vermöge sie nicht zu sagen. Auch sie ahne nur den wahren Sachverhalt.

„Und vor Gericht wüßtest du nichts, gar nichts zur Entlastung der beiden auszusagen?"

Hanna preßte die Hände fest ineinander. „Nichts — nichts!" stammelte sie. Dann kam es mit neuem Aufschwung von ihren bleich gewordenen Lippen: „Aber sie werden ja frei gelassen werden, sie müssen frei gelassen werden, die Unglücklichen. Gott, der um ihre Unschuld weiß, wird es nicht dulden, daß sie noch länger leiden."

Mit Werner ging allmählich eine große Veränderung vor. So tief ihn die Mitteilung Hannas erschütterte, daß auch sie nun die Möglichkeit eines Selbstmordes, von Agathe in ihrer Verzweiflung ausgeführt, zugab, so entlastete sie doch sichtlich sein Gemüt.

Dem quälenden Zweifel: ob das, was er in jener Nacht geschaut, Traum oder ob es Wirklichkeit gewesen sei — diesem Zweifel schien nun ein Ende gemacht, und er zwang sich selbst, sich ob seiner Wahnvorstellungen zu verlachen.

Mitten auf dem Wege standen sie eng aneinander geschmiegt. Aber Hannas Blick haftete nicht an seinem Antlitz, in seinen brennenden, fragenden Augen. Weit — weit hinaus schweifte ihr Blick übers Wasser, und der hilflos flehende Ausdruck ihrer schimmernden Augen gab ihr etwas unendlich Rührendes, Kindliches.

Endlich hatte sie den Sturm niedergekämpft, der ihr Inneres durchbrauste. „Noch einmal also, Werner, zum letztenmal: wann reisest du?“ fragte sie in ihrem festesten Tone.

„Wann du es forderst, Hanna, schon morgen.“

„Nein, Werner, keine einzige Nacht länger will ich dich unter jenem Dache wissen. Heute noch sollst du fort.“

„Aber wohin soll ich gehen?“ fragte er hilflos. „Allein — ohne dich?“

Sie rang mit sich. „Werner,“ brachte sie endlich hervor, „ich gehe mit dir.“

Ganz verwirrt trat er zurück. Dann kam ihr Name wie jauchzend aus seinem Mund, und er umschlang und küßte sie.

Sie schüttelte den Kopf und wehrte sich gegen die stürmische Liebkosung. „Nein, Werner, so nicht. Ich trage noch ein Kleid, das Rücksicht gebietet.“

„O, du Liebling, ich will dich mit anderen und schöneren schmücken, wenn du erst mein Weib bist. Und bald sollst du mir gehören und alles von dir bannen, was an deinen trübseligen Beruf erinnert.“

„Wir wollen den Beruf, in dem wir uns gefunden haben, nicht schmähen, Werner. Daß ich ihm gern entsage, um dir zu folgen, das brauch' ich dir nicht erst zu gestehen. Aber ich muß mich mit der Oberin auseinandersetzen, ernste Dinge sind zu ordnen, ehe ich in Freundschaft mich von meiner bisherigen Umgebung trennen und meine eigenen Wege ziehen kann.“

„Hanna — nein, sofort mußt du mit mir kommen. Keinen Tag lang will ich von dir getrennt sein. Und du versprachst mir ja vorhin selbst, Hanna, daß du mit mir gehen willst.“

Sie lächelte. „Aber dein Aufjauchzen zeigte mir, daß es unmöglich ist. Ich wollte als Schwester Hanna dich

begleiten. Dein Weib kann ich aber heute noch nicht sein, und darum heißt es sich trennen."

„Trennen? Hanna — du reißest mich aus aller Seligkeit — so ernst und bestimmt forderst du das?"

Hanna reichte ihm beide Hände. „Vielleicht komme ich früher, als du denkst. Suche einstweilen ein schönes Erdenfleckchen aus, an dem du dich frei machst von aller Trübsal. Und kann ich noch nicht als dein Weib dir folgen, so werde ich mich doch vielleicht irgendwo in deiner Nähe niederlassen, um dir bis dahin zur Seite zu stehen."

Dankbar küßte er sie....

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Hanna in raschem Schritt ins Kurhaus zurückkehrte und mit neuem Eifer die Leitung in Haus und Küche übernahm.

So war es denn bestimmt: am Abend wollten sie das Haus verlassen, freilich getrennt voneinander, um nicht das Gerede der Badegäste herauszufordern.

Hanna kam es hart an, eine einmal übernommene Pflicht nicht erfüllen zu sollen. Aber Werner wäre ohne ihre Begleitung zum Fortgehen nicht zu bewegen gewesen. Und der Gedanke, daß er auch nur noch eine einzige Nacht hier im Badeort zubringen sollte, erfüllte sie mit schreckhafter Sorge.

Zunächst galt es, Ersatz für die Leitung des Kurhauses zu schaffen. Für ein paar Stunden konnte das im großen und ganzen willige und von Sora gut eingeübte Dienstpersonal auch ohne Aufsicht bleiben. In Saßnitz angelangt mußte sie aber sofort Soras Vater aufsuchen, um ihm die Verhältnisse daheim klar darzulegen. Eine erschütternde Scene stand ihr da noch bevor. Der alte Kerkhoff wußte wahrscheinlich noch gar nichts von der Verhaftung seiner Tochter. Um ihn zu schonen, hatte Oswald seinem Schwiegervater den furchtbaren Verdacht, der auf Sora lastete, vielleicht noch nicht einmal mitgeteilt, in

der Hoffnung, die Freilassung der Unglücklichen sofort zu erwirken.

Hanna entsann sich, von Sora gehört zu haben, daß ein altes treues Faktotum ihrem Vater die Wirtschaft führte. Diese Frau mußte sofort herüberkommen, um im Kurhaus die Leitung zu übernehmen. Kerkhoff selbst konnte vielleicht einstweilen die Oberaufsicht führen.

Als nächstes Reiseziel gedachte Werner Kopenhagen aufzusuchen. In einem der herrlich am Sund gelegenen freundlichen Villenorte wollte er sich einmieten. Hanna hatte darein gewilligt, nach Erledigung ihrer wichtigen und notwendigen Verhandlungen in Berlin dahin nachzukommen. Ueble Nachrede fürchtete sie nicht, und es erschien ihr in dieser für Werner schweren Zeit als ihre Pflicht, in seiner Nähe zu weilen. Eine gefahrvolle Aufgabe sah sie vor sich: den Kranken zur Genesung zu führen, die Vergangenheit ihm vergessen zu machen.

Ob sie jemals sein Weib werden könne — darüber war sie sich im Inneren ihres Herzens nicht schlüssig. Ein gewisses Grauen hatte sie noch immer nicht überwunden, und an Agathens Tod durfte sie gar nicht zurückdenken. Aber, fragte sie sich dann wieder: durfte sie dem Geliebten, der ja in einer Art von geistiger Umnachtung gehandelt hatte, eine Schuld an dem furchtbaren Ereignis beimessen?

Ein spannungsvoller Moment war es für sie, als sie ihn bei der Besprechung der Reisevorbereitungen nach seinem Gepäck fragte, und Werner erwiderte, mit Ausnahme eines einzigen größeren Koffers, den er vorläufig hier zu lassen gedenke, befinde sich schon alles, was er zur Reise brauche, in Saßnitz auf dem Bahnhof.

Hanna hatte sich in der für sie furchtbaren Minute heute früh genau in seinem Zimmer umgesehen. Das größere Gepäckstück, von dem er sprach, befand sich dort

allerdings; aber er vergaß des kleinen Handkoffers Erwähnung zu thun, den sie in der Schreibtischecke im Verborgenen entdeckt hatte.

„Und auch für die Seereise hast du alles zur Hand?" fragte sie scheinbar leichthin.

Er nickte. „Mein Handkoffer, der stets gepackt bleibt, befindet sich bereits gleichfalls in Saßnitz. Auch die ärztliche Apotheke steckt darin."

„Mittel gegen die Seekrankheit?" fragte sie, sich zu einem scherzenden Ton zwingend.

„Nein, es sind Opiate — Mittel für ernstere Dinge."

Nun wußte sie genug. Er schien gar keine Ahnung davon zu haben, daß sich sein Handkoffer noch in seinem Zimmer befand. Vermutlich hatte er ihn im traumhaften Zustand in der Nacht vor der That an jene verborgene Stelle gesetzt.

Hanna war sofort mit sich darin einig, daß sie den Gegenstand aus Werners Zimmer entfernen müsse, noch bevor er seiner ansichtig geworden war. Während Werner zu Tisch in einem Wirtsgarten der Ortschaft weilte, und die Mehrzahl der Kurhausbewohner im Speisesaal saß, schlich sie sich in Werners Zimmer, nahm hastig die kleine Last und eilte zur Thür.

Da vernahm sie Stimmen im Garten. Erschrocken wandte sie sich zurück. Es war Oswald, der sich im Gespräch mit dem Kommissar befand.

Sie vermochte jetzt nicht weiter darüber nachzudenken, wie es möglich war, daß Brand so rasch wieder von Greifswald zurück sein konnte; nur der eine Gedanke beherrschte sie in diesem Augenblicke, daß unter Umständen alles entdeckt war, wenn man sie mit dem Koffer sah, daß sie sich also auf alle Fälle vor jedem Späherblick verborgen halten mußte.

Zum Glück waren die Fenster geschlossen, so daß

man vom Garten her nicht ins Zimmer hereinschauen konnte.

Die Thür unhörbar öffnend und wieder schließend, schlich sie hinaus. Auf der fürs Gesinde bestimmten Treppe huschte sie mit eiligen, lautlosen Schritten zum zweiten Stockwerk empor. Sie trug die Schlüssel zu sämtlichen Böden an dem Schlüsselbund der Hausfrau. Eilig suchte sie nach dem, der zum Schloß der Kofferkammer paßte. Endlich hatte sie ihn herausgefunden.

In dem halbdunklen Raum sah sie eine Anzahl leerer Reisekörbe und Koffer, die von den Gästen zur Aufbewahrung abgeliefert worden waren; auch Schirme, Wäschestücke, die von Touristen vergessen zu sein schienen und hier der Reklamierung harrten.

Hanna schob den mitgebrachten Koffer in ein leeres Fach.

Schon wollte sie die Kammer wieder verlassen, als sie sich's anders überlegte. Sie holte den Koffer wieder herunter und entnahm ihm den Arzneikasten, den sie hastig in die Tasche ihres Kleides schob. Nachdem sie das Gepäckstück wieder an seine vorige Stelle gethan, verließ sie die Kammer.

In den unteren Gängen war es inzwischen belebter geworden. Die Gäste schienen von Tisch aufgestanden zu sein. Hanna durfte niemand begegnen. Sie erreichte das Erdgeschoß daher nur mit Innehaltung verschiedener Stationen.

Vom Treppenflur aus bemerkte sie, daß der Garten im Augenblick leer war. Sie durchschritt ihn, wobei sie sich Mühe gab, einen unbefangenen Eindruck zu machen, und trat ins Hauptgebäude und in ihre Stube ein, wo sie den Arzneikasten hastig in ihrem Reisekorb versteckte.

Zu ihrem großen Schrecken vernahm sie in diesem Augenblicke aus dem anstoßenden Zimmer Stimmen. Sie wußte

nicht, ob es geraten war, ihre Anwesenheit zu verraten. Ebenso gefährlich erschien es ihr aber, wenn man sie plötzlich hier entdeckte. Auch fragte sie sich, ob es nicht gewagt war, das Etui aus der Hand zu lassen.

Ihr Plan war, sich in Berlin ein solches Medizinfläschchen zu verschaffen, wie das, welches in dem Etui fehlte, dann wollte sie die erforderliche Quantität Opium hineinfüllen und den Arzneikasten, sobald es ihr möglich sein würde, wieder in Werners Gepäck schmuggeln. Sollte er schon früher die Gegenstände vermissen, so war es für sie ein leichtes, ihn glauben zu machen, daß er in seiner hastigen, nervösen Art nicht genau genug gesucht und sich geirrt habe, wenn er glaubte, das Etui in dem Handkoffer verwahrt zu haben. Und daß der Handkoffer von ihm in der Villa seiner Zeit nur vergessen worden sei, das ergab dann ja eine gelegentliche Anfrage bei Oswald.

Die Ausführung all dieser kleinen Täuschungen bereitete ihr natürlich nicht geringe Skrupel. Jede Unaufrichtigkeit haßte sie. Aber sie sah kein anderes Mittel, um Werners augenblickliche Sorglosigkeit zu erhalten.

Trotzdem aus dem Nebenzimmer die Stimmen nur gedämpft erklangen, war es ihr doch sofort klar, daß sie den beiden Herren, die sie vorhin im Garten bemerkt hatte, angehörten.

Ihr Herz pochte rascher, als sie unentschlossen und voll Bangigkeit vor der Ausgangsthür stand und nicht wußte, sollte sie sich bemerkbar machen oder nicht. Jeden ihrer Schritte mußte sie darauf abschätzen, ob er geeignet war, Werner zu verdächtigen. Sie fand im Augenblick den Mut nicht, den beiden gegenüber zu treten. Auch zweifelte sie daran, daß es ihr gelingen würde, bei ihrer namenlosen inneren Erregung eine unbefangene Miene an den Tag zu legen.

Wenn sie nur endlich fort wären aus dem Unglückshause!

Unruhig begab sie sich nach der Küche — lautlosen Schritts.

„Wissen Sie schon, Schwester, der Herr ist wieder da!“ rief man ihr lebhaft zu, als sie dort anlangte.

Sie bemühte sich, freudiges Erstaunen zu zeigen. „Und Frau Brand gleichfalls?“ fragte sie rasch.

„Sie käme wohl heute abend nach, meint der Herr.“

Hanna atmete auf. „Gottlob! Ich hätte dieser Tage so wie so nach Berlin zurück müssen. Nun kann ich also schon heute reisen.“

„Sie wollen schon heute fort, Schwester?“ fragte das Stubenmädchen. „Aber dann wird es ja mit einemmal im Hause so leer. Herr Doktor v. Gleichen geht nämlich auch.“

„Ist er schon wieder auf seinem Zimmer?“

„Ja. Vorhin kam er nach Hause, und im Vorüberkommen rief er mir zu, ich solle einen Wagen bestellen.“

„Für mich gleichfalls. Ich benutze den Abendzug.“ —

Eine halbe Stunde verging mit der Abrechnung. Plötzlich hörte Hanna Schritte auf der Treppe, die zum Erdgeschoß herabführte. Man fragte nach ihr. Sie hatte die Ahnung, daß es Brand oder der Kommissar sein müsse. Eben deshalb ließ sie sich in ein besonders eifriges Gespräch mit der Köchin über eine hauswirtschaftliche Angelegenheit ein. Sie hatte das Gefühl, daß es besser sei, wenn sie sich recht beschäftigt zeigte.

Da trat Weindel in die Thür. Seine Brillengläser schienen von der hier herrschenden feuchten Wärme anzulaufen, denn er nahm das Augenglas ab und rief fragend in den halbdunklen Raum hinein: „Fräulein v. Jenichen?“

Nun wandte sich Hanna überrascht um. Dicht neben dem Kommissar stand Oswald. Sie erschrak über die finstere, strenge Miene, die der Hausherr zur Schau trug. Etwas unsicher ging sie ihm entgegen.

„So schnell zurück, Herr Brand?“ fragte sie. „Wie geht es Sora? Man wird sie frei lassen?“

„Ein paar Worte zuvor,“ unterbrach sie der Kommissar. Dann zeigte er auf das Stubenmädchen, das am Gesindetisch seinen Nachmittagskaffee schlürfte. „Das ist wohl die zweite?“

Erschrocken fuhr das Mädchen empor.

„Kommen Sie mal näher, Kleine.“

Weindel verfügte sich ans Fenster, sich mit dem Rücken gegen die Scheiben stellend. Dem Stubenmädchen, das vor ihn hin treten mußte, fiel das Tageslicht voll ins Gesicht.

„Nun erzählen Sie mir also den Hergang gleichfalls ganz genau. Ihre Kollegin hat sich darüber schon vernehmen lassen. Wie war das also mit dem Aufräumen der beiden Stuben?“

„Welcher beiden Stuben?“ fragte das Mädchen, nach Art der Leute aus dem Volke sofort zitternd.

„Nun, die Schwester ließ Sie doch gestern abend, nachdem die beiden Zimmer freigegeben worden waren, zusammen mit der Marie sofort antreten und das Sterbezimmer in Ordnung bringen, wie?“

Stammelnd brachte das Mädchen, das bald den Kommissar, bald den Herrn, bald die Schwester anstarrte, eine Art von Bericht zusammen. Weindel nahm sie in ein scharfes Kreuzverhör.

Schwester Hanna wurde erst rot, dann blaß. Sie hatte noch keine Ahnung, wohin das alles zielte. Insgeheim jagte ihr aber der Gedanke Furcht ein, daß irgend ein Zeuge ihre Begegnung mit Werner in der vergangenen Nacht belauscht haben könnte.

Der Kommissar schien ein ganz besonderes Gewicht darauf zu legen, zu erfahren, in welcher Stimmung sich Schwester Hanna befunden habe, und ob sie sich in ihrem Zimmer vielleicht längere Zeit zu schaffen gemacht habe.

Das Mädchen berichtete, der Wahrheit entsprechend, daß Schwester Hanna bei den Aufräumungsarbeiten zwar von Zeit zu Zeit geholfen, manchmal aber auch ins Nebenzimmer gegangen sei, um ihre eigenen Sachen zu ordnen. Auch von der Absicht, die Nacht in ihrem früheren Zimmer zuzubringen, die sie dann wieder aufgegeben habe, erzählte sie in konfuser Art.

„Fräulein v. Jenichen, nun darf ich Sie wohl bitten," sagte der Kommissar schließlich in ernstem Tone.

Hanna mußte voranschreiten. Sie war jetzt seelenfroh, daß sie das Etui nicht mehr bei sich trug.

Als sie die Vorhalle erreichte, bemerkte sie den Gendarmen wieder, der schon neulich dagewesen war, und ihre Angst steigerte sich. Sie warf im Vorüberschreiten durch die Gartenthür einen Blick nach Werners Fenstern hinüber. Sie waren jetzt beide geöffnet. Werner stand über ein großes Gepäckstück gebeugt. Vermutlich war er mit Packen beschäftigt.

Sie nahm sich vor, rundweg abzuleugnen, wenn man sie nach ihrer nächtlichen Begegnung mit Werner fragen sollte. Auch über ihre sonstigen Beobachtungen, die darauf hinwiesen, daß Werner Schlafwandler war, wollte sie unverbrüchliches Schweigen bewahren.

Wenn er bei einer Vernehmung sich nur nicht etwa selbst belastete!

Auf dem Gang, der zu den beiden Erdgeschoßzimmern führte, stand Marie, das jüngere der beiden Stubenmädchen. Sie war blaß und weinte heftig, als sie den kleinen Zug daherkommen sah, wollte auch, laut aufschluchzend, der Schwester etwas sagen, der Kommissar schnitt ihr aber schroff das Wort ab.

Die Sache ward Hanna immer unerklärlicher und unheimlicher.

Jetzt öffnete Weindel die Thür zu Agathens Sterbe-

gemach und forderte sie auf, einzutreten. Oswald und die beiden Mägde mußten draußen bleiben, der Gendarm gesellte sich auf einen Wink des Kommissars zu ihnen.

Die beiden Fenster des Gemachs, in dem Agathe gestorben war, standen weit offen und ließen die frische Seeluft herein. Frische Gardinen waren aufgesteckt, die Deckchen auf Tisch und Kommode erneuert. Das Bett hatte eine andere Stellung erhalten. Dort, wo Agathens letztes Ruhelager gestanden hatte, befanden sich jetzt der Diwan und ein paar helle, moderne Sessel. Blitzblank waren die Fensterscheiben, auch die Dielen peinlich sauber. Alles blitzte und blinkte in dem Raum. Es war ihm jedes Grauen genommen.

Hanna erschrak aber über das Bild, das ihr der zwischen den Fenstern stehende Toilettenspiegel von ihrem eigenen Aussehen gab. War nur der grünliche Reflex des von der Sonne beschienenen Weinlaubes, das die Fensterrahmen umrankte, daran schuld, daß ihr Antlitz so farblos aussah?

Sie wollte endlich eine Frage an den Kommissar richten, um zu erfahren, was die weitschweifigen Maßnahmen bedeuten sollten, aber sie brach mitten im Satze ab, weil sie sich über den unnatürlich dumpfen Ton ihrer eigenen Stimme entsetzte.

„Fräulein v. Jenichen, quälen Sie sich nicht unnütz mit einer langen Verstellungskomödie," sagte Weindel, der sie lange beobachtet hatte, in ruhigem, fast väterlich mahnendem Tone. „Wir wissen alles, und Sie werden binnen einiger Minuten selbst einsehen, daß jedes Leugnen vergeblich ist."

„Ich weiß nicht, was ich — abzuleugnen hätte," erwiderte Hanna, langsam vor dem Beamten zurückweichend.

„Nun, Sie haben vorhin gehört, was ich von den beiden Mädchen zu erfahren gewünscht habe. Es war

mir auffällig vorgekommen, daß Sie sofort, nachdem Ihnen der Zutritt zu diesen beiden Stuben freigegeben worden war, hier alles gewissermaßen auf den Kopf gestellt haben — noch dazu zur Nachtzeit, als sämtliche Hausbewohner im Schlafe lagen."

„Ich hielt es für meine Pflicht," erwiderte Hanna stockend, „diesem Raum das Entsetzen zu nehmen, das ihm etwa in den Augen empfindsamer Badegäste noch anhaften mochte."

„Und leugnen Sie doch nicht, Fräulein v. Jenichen, daß es Ihnen auch darauf ankam, die Spur von dem wahren Thäter abzulenken."

Er sah ihr so streng ins Gesicht, daß Hanna wider ihren Willen die Augenlider senken mußte. Dennoch schüttelte sie den Kopf.

„Ich hatte nämlich noch rechtzeitig Kenntnis von diesen Aufräumungsarbeiten erhalten," fuhr Weindel fort, „und konnte meine Beobachtungen anstellen, Fräulein v. Jenichen. Und was Sie nicht fanden, das fand ich."

Hanna glaubte nicht anders, als daß der Kommissar nach ihrem Weggang selbst eine Begegnung mit Werner gehabt habe. In heftigster Angst harrte sie der weiteren Eröffnungen.

Weindel griff nun in die Tasche, der er ein kleines Fläschchen entnahm. Er hielt es Hanna entgegen. „Kennen Sie dies, Fräulein v. Jenichen?" fragte er mit fast triumphierendem Ausdruck.

Es war das Fläschchen, das in Werners Etui fehlte, das sah Hanna auf den ersten Blick. Sie wußte nicht, was sie erwidern sollte. Hatte man das Fläschchen vielleicht heute nacht dem Arzt abgenommen? Es wäre nicht ausgeschlossen gewesen, daß er es irgendwo versteckt gehalten hätte, ohne im wachen Zustand Kenntnis davon zu haben.

Hanna bemühte sich, ruhig zu bleiben. „Es scheint

ein Tinkturenfläschchen zu sein," sagte sie mit verschleierter Stimme.

„Und wissen Sie auch, was es enthielt?"

„Woher — soll ich das — wissen?" stammelte sie.

„Es befand sich die Dosis Opium darin, mit der ein Freund der verstorbenen Agathe Brand — ein sogenannter Freund — die Unglückliche vergiftet hat."

Hanna brachen plötzlich die Kniee ein. Sie wankte und sank in den Sessel, der bei ihr stand.

Nun trat der Kommissar dicht an sie heran. „Fräulein v. Jenichen, ich bin nicht der Richter. Ich habe allerdings das sammeln müssen, was Sie belastet. Aber ich habe auch das Material zusammengetragen, das dazu dienen kann, Ihre Handlungsweise in milderem Lichte zu beurteilen. Legen Sie ein offenes Geständnis ab. Das ist mein ehrlicher Rat."

„Aber ich weiß nicht, was Sie von mir wollen," verteidigte sich Hanna ganz verwirrt. „Was soll ich gestehen? Was belastet mich? Daß ich erschrak, als Sie mir das Fläschchen zeigten, durch dessen Inhalt meine arme Freundin getötet worden sein soll — ja, finden Sie das nicht erklärlich?"

„Sie kannten das Fläschchen doch wohl schon vorher, Fräulein v. Jenichen?"

„Ich?"

„Sie haben sogar sehr eifrig danach gesucht — aus ganz bestimmten Gründen. Einen alten erfahrenen Kriminalisten wie mich werden Sie nicht täuschen. Geben Sie lieber ruhig zu, daß Sie nur deshalb gleich nach Auffindung der Leiche die höchst verdächtige Instandsetzung des Sterbegemachs vorgenommen haben, weil Sie nach diesem Fläschchen suchten."

„Ich kenne diesen Gegenstand nicht — habe ihn noch nie gesehen."

„Und weil Sie ihn an jenem Morgen nicht fanden, das Zimmer aber durch die Behörde abgeschlossen wurde, so machten Sie sich gestern gleich nach der Freigabe der beiden Räume an eine neue Untersuchung.“

„Herr Kommissar, nochmals: ich hatte das Fläschchen noch nie gesehen.“

Weindel fuhr unbeirrt fort: „Die Mädchen scheinen eine glücklichere Hand gehabt zu haben als Sie, Fräulein v. Jenichen. Mit allen möglichen wertlosen Kleinigkeiten, Bandresten, Schnur, Haarnadeln, geleerten Essenzflaschen und so weiter, ward dieses wichtige Fläschchen zum Müll geworfen. Und Sie hatten keine Ahnung davon, denn Sie forschten in der Zwischenzeit in Ihrem eigenen Zimmer nach, ohne das Gesuchte zu finden.“

Hanna versteifte sich trotzig darauf, daß sie nach dem Gegenstand nicht gesucht habe, da sie von seinem Dasein keine Ahnung gehabt habe.

„Als mir ein Beamter, der das Haus die ganze Zeit über bewacht hat, Meldung davon machte, daß Sie die Aufräumungsarbeiten mit so außergewöhnlicher Hast betrieben, ließ ich sofort insgeheim eine Untersuchung des Krimskrams vornehmen, den man aus dem Zimmer der jungen Dame hinausgetragen hatte. — Wollen Sie noch immer die Behauptung aufrecht erhalten, daß Sie von dem Dasein dieses Fläschchens keine Ahnung hatten?“

Hanna antwortete nicht sogleich. Im Augenblick hatte sie die Frage beschäftigt, ob Werner — da das Haus beobachtet worden war — vielleicht doch bemerkt worden sei. Verwirrt hörte sie dann wieder dem Kommissar zu, der seine Frage wiederholte.

Sie blieb bei dem einmal Gesagten.

Weindel warf ihr einen finsteren Blick zu, wandte sich hastig zur Seite, stieß die Thür zu ihrem Zimmer auf und zeigte auf ihren Reisekorb, dessen Deckel geöffnet,

und dessen Inhalt in der kurzen Frist, während der sie von ihrem Zimmer fort gewesen, durchwühlt worden war. Obenauf lag das Etui Werners.

„Wollen Sie noch behaupten, daß Ihnen das Fläschchen, das das Opiat enthielt, fremd ist?" fragte er scharf.

Hanna sah den Geliebten entdeckt. Eine Blutwelle schoß ihr vom Herzen herauf, so daß ihr's heiß in den Wangen und Schläfen wurde. Im nächsten Augenblick fühlte sie, daß ihr die Kräfte schwanden; es war ihr, als ob sich das Zimmer mit allem, was es enthielt, rund um sie drehte. Sie wollte sich irgendwo festhalten, doch da fühlte sie sich schon von Weindel, der ihr zu Hilfe gesprungen war, aufgefangen.

Ihr Bewußtsein schwand; wie tot lag sie auf dem Diwan. Der Kommissar nickte vor sich hin und ging nach der Thür, um den Hausherrn zu rufen.

Man besprengte die Schläfen und Handgelenke der Ohnmächtigen leicht mit Wasser.

„Holen Sie mir den Schreiber herüber," raunte Weindel dem Hausherrn zu, als Hanna sich wieder rührte. „Wenn sie erwacht, wird sie ein Geständnis ablegen. Das kennen wir."

Erwartungsvoll ließ er sich darauf dem Diwan gegenüber nieder.

Siebentes Kapitel.

Werner erfuhr erst durch das Stubenmädchen, das ihm die Ankunft des bestellten Wagens meldete, daß der Kommissar wieder im Hause weilte, um ein neues Verhör anzustellen; von dessen Ergebnissen ward ihm aber nichts bekannt.

Nur wunderte er sich, als er den Hausherrn begrüßte, dem er seinen Plan, abzureisen, mitteilte, über dessen finstere, abweisende Art. Dabei schien Oswald sowohl

seiner selbst als auch Soras wegen vollkommen beruhigt. Das Landgericht werde noch im Laufe des heutigen Tages die Freilassung seiner Gattin bestimmt verfügen, erwiderte er dem Arzt auf dessen Frage in zuversichtlichem Tone.

Im Hinblick auf all die düsteren gemeinsamen Erlebnisse wäre wohl — nachdem die geschäftliche Seite von Werners Aufenthalt im Kurhause erledigt war — ein etwas herzlicherer Abschied am Platz gewesen. Oswald verhielt sich aber so kühl, daß Werner gleichfalls nicht in Stimmung zu kommen vermochte. Im Grunde beschäftigten ihn jetzt auch seine eigenen Angelegenheiten viel zu sehr, als daß er über das seltsame Benehmen des wankelmütigen Hausherrn länger nachgedacht hätte.

Gegen die Verabredung war es, daß Hanna sich den ganzen Nachmittag über nicht mehr vor Werner blicken ließ. Sie hatten ausgemacht, sich hier voneinander zu verabschieden — der Leute wegen. In Saßnitz aber wollte Werner, dessen Schiff erst kurz vor Mitternacht in See ging, der Geliebten bis zum Abgang ihres Zuges Gesellschaft leisten. Sie hatten ja noch so unendlich viel miteinander zu verabreden.

Allein der Wagen fuhr vor, ohne daß Hanna sich gezeigt hätte. Er fragte im Hause herum — niemand vermochte ihm zu sagen, wo sie war. Das Stubenmädchen wußte nur anzugeben, daß sie die Schwester zuletzt im Parterrezimmer in Gesellschaft des Kommissars gesehen habe.

Werner begab sich kopfschüttelnd dahin. Er pochte an Hannas Thür — niemand antwortete. Die Thür war verschlossen. Auch trat sofort der Gendarm näher, der ihm bedeutete, die beiden Räume seien polizeilich wieder abgesperrt worden. Gar zu auffällig wollte Werner sein Suchen nicht machen. So bestieg er denn endlich den Wagen und fuhr davon. Daß Hanna sich durch äußer-

liche Bedenken jetzt nicht mehr etwa zurückhalten lassen würde, ihr Versprechen zu erfüllen, davon war er felsenfest überzeugt.

Als das Gefährt in die Stubbnitz gelangte, überholte es den Kommissar, der in flottem Tempo dahinschritt.

„Ich vermutete Sie noch im Kurhaus," rief Werner dem Beamten etwas verwundert zu. Auch Weindel schien sehr überrascht, den Arzt schon abreisen zu sehen. Er stellte eine Menge Fragen. Man kam ins Gespräch. Ohne unhöflich zu sein konnte Werner nun eine Einladung zum Mitfahren nicht mehr umgehen. Gern nahm der Kommissar das Anerbieten an.

Der Rest der Fahrt hatte für Werner damit allen Reiz verloren. Er hätte am liebsten im stillen über Hanna nachgedacht, hätte sich, wenn er allein gewesen wäre, in den rosigsten Farben das Wiedersehen mit ihr am Sund ausgemalt. Statt dessen mußte er nun ein alltägliches Gespräch mit seinem Begleiter führen, der sich verpflichtet zu fühlen schien, ihn zu unterhalten.

Das Allerunangenehmste war für Werner aber der Umstand, daß der Kommissar denselben Zug wie Hanna zu benutzen gedachte. Zwar war Weindel von ihm bereits in sein Verlöbnis mit Hanna eingeweiht, die Lage forderte aber doch eine gewisse Verlegenheit heraus.

In ärgerlicher Stimmung verfügte Werner sich, auf dem Bahnhof angelangt, zum Portier, dem er das seiner Zeit durch Ernsts Burschen ausgelieferte Gepäck abverlangte. Da bis zum Abgang des Dampfers noch vier Stunden Zeit waren, so beauftragte er einen Gepäckträger, ihm die paar Stücke zur Landungsbrücke zu bringen. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf sein Eigentum.

Unruhig legte er nun eine Strecke des eben befahrenen Weges wieder zu Fuß zurück — Hannas Wagen entgegen. Doch die Zeit der Abfahrt ihres Zuges rückte

näher und näher, ohne daß ein Gefährt auf der Chaussee sichtbar wurde.

Als er in der Sorge, Hanna zu verfehlen, sich schließlich eilig nach dem zwar schlechteren, aber kürzeren Waldweg verfügte, der manchmal gleichfalls vom Badeort aus benutzt wurde, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Kommissar ihm folgte. Weindel schien ihn schon die ganze Zeit über beobachtet zu haben.

„Ich denke, Ihr Zug geht um acht Uhr vierzig?" fragte Werner in fast gereiztem Tone.

Weindel lächelte. „Ich kann auch ebensogut den letzten Zug benutzen. Da ich doch hier oder in Stralsund einen mehrstündigen Aufenthalt habe, so leiste ich Ihnen viel lieber Gesellschaft."

Der Arzt setzte eine Miene auf, die es seinem Gegenüber deutlich sagen mußte, daß er diese Aufmerksamkeit nicht allzuhoch zu schätzen wisse.

„Vielleicht vermag ich Ihnen innerhalb dieser Frist ein wenig Trost zu spenden, Herr Doktor," setzte der Kommissar hinzu, „denn Sie werden mir gegenüber doch kein Hehl daraus machen wollen, daß Sie Ihre Fräulein Braut noch zum Zuge erwarten?"

„Woher wissen Sie..." fuhr es Werner erstaunt und empört zugleich über diese Vertraulichkeit heraus.

„Erstens bin ich Kriminalist und als solcher Seelenkenner, und zweitens bin ich ehemaliger preußischer Lieutenant und als solcher Herzenskenner."

Die humoristische Art des Kommissars hatte für Werner durchaus nichts Aufheiterndes. „Nun ja, Sie haben sich nicht getäuscht. Meine Braut gedachte mit diesem Zug nach Berlin zu fahren, und wir wollten uns hier, wo wir ohne Zeugen zu sein hofften, voneinander verabschieden."

„Ohne Zeugen, hm." Weindel sah ihn resigniert an.

„Das geht also auf mich? — Nun, seien Sie überzeugt, Herr Doktor, daß ich Zartgefühl genug besessen haben würde, Sie allein zu lassen, wenn Fräulein v. Jenichen wirklich gekommen wäre. Aber da das jetzt ausgeschlossen zu sein scheint . . .“

„Ausgeschlossen?“

„Ja, sehen Sie, Herr Doktor, hätten Sie ein bißchen mehr Vertrauen zu mir gehabt, so würde ich Ihnen schon auf der Fahrt hierher Aufschluß darüber gegeben haben. Aber Sie vermieden ja so ängstlich ein Gespräch über die junge Dame —“

„Mein Himmel, so reden Sie doch endlich, Herr Kommissar! Weshalb erscheint es Ihnen ausgeschlossen, daß Fräulein v. Jenichen jetzt noch kommt?“

„Einer meiner Beamten hat in meinem Auftrag im Kurhaus noch ein Verhör vorzunehmen, bei dem ihre Gegenwart unerläßlich ist.“

„Diese ewigen Verhöre!“ rief Werner ungeduldig. „Ich denke, die Freilassung der Frau Brand ist so gut wie gesichert, und auch die Verfolgung ihres Mannes ist aufgegeben worden?“

„Immerhin war es nötig, noch das Dienstpersonal zu vernehmen. Denn man ist jetzt auf einer neuen Fährte.“

Werner war so außer sich darüber, daß Hanna nicht mehr rechtzeitig eintreffen sollte, daß er nach dieser neuen Fährte gar nicht fragte. Wahrscheinlich fand die jetzt auch von Hanna vertretene Ansicht, daß Agathe selbst Hand an sich gelegt habe, bei Gericht gleichfalls Anhänger.

„Aber wann wird dieses unglückliche Verhör denn beendigt sein?“ fragte er aufgeregt.

Der Kommissar zuckte die Achsel. „Ich habe Befehl gegeben, daß man Fräulein v. Jenichen ungehindert abreisen läßt, sobald ihr Verhör erledigt ist. Ich schlug ihr auch vor, falls die Zeit knapp werden sollte, den

Waldweg zu nehmen, weil der um fast ein Kilometer kürzer ist.“

Raschen Schrittes begab sich Werner nach der bezeichneten Straße. „Es ist unmöglich, daß sie noch rechtzeitig kommt, selbst wenn der Wagen jetzt noch hier einträfe.“

Er stellte sich mitten auf den Waldweg und spähte aus.

Weindel schien zu fühlen, daß er nur lästig sei. Er erklärte also, doch lieber den jetzt fälligen Zug zu benutzen, verabschiedete sich und nahm in lebhaftem Tempo den Marsch zum Bahnhof auf.

Noch zehn Minuten wollte der Arzt hier warten, dann mußte er auch die letzte Hoffnung, daß Hanna noch eintreffe, aufgeben.

Was dann aber thun? Sollte er nach dem Kurhause zurückkehren? Sah das nicht vielleicht Hanna ungern? Er war ihr Rücksicht schuldig, das fühlte er. Aber sie mußte sich doch auch sagen, daß er sich um sie sorgte.

Ob er telegraphierte? Sie sollte ihm sofort Bescheid geben, welchen späteren Zug sie zu benutzen gedachte.

Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als die Nacht hier zuzubringen, um sie zu erwarten. Er hoffte, sie anderen Tages — und wenn auch nur für ein Stündchen — bestimmt zu sprechen. Fortreisen zu sollen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, nein, das hielt er für ganz und gar unmöglich. Schon jetzt, wo er nur einen halben Tag lang von ihr getrennt war, erschien es ihm eine Ewigkeit.

Depeschieren, das war unter diesen Umständen das einfachste. Denn wenn er auch wirklich sofort wieder zurückfuhr, wer bürgte ihm dafür, daß sie inzwischen nicht doch auf der Chaussee hierher nach Saßnitz gelangte?

Als er sich auf dem Weg zum Bahnhof befand, hörte er auf jener zweiten, beträchtlich höher gelegenen Fahrstraße das Rollen eines eilig dahinsausenden Gefährtes.

Wie, wenn Hanna darin säße?

Aber der Kommissar hatte ihm doch als ganz bestimmt angegeben, daß sie — falls sie überhaupt noch käme — den Waldweg benutzen würde.

Er setzte sich in Trab. Als er zur Chaussee gelangte, sah er ganz in der Ferne eine mächtige Staubwolke, hervorgerufen durch die wie rasend dahinjagenden Wagenpferde. Er vermochte niemand von den Insassen des Gefährtes zu erkennen, nur ein seltsames Blitzen fiel ihm auf — wie eine Helmspitze oder ein Bajonett sah sich das an.

Da hielt das Gefährt vor dem Bahnhof, gleichzeitig ertönte ein Signalpfiff.

„Sie ist's, sie ist's wahrhaftig!" stieß Werner plötzlich zur Verwunderung einiger Spaziergänger ganz laut aus. Gleichzeitig stürmte er mit verdoppelter Geschwindigkeit auf dem Weg nach dem Bahnhof weiter. Im Vorwärtseilen vermochte er den Bahnsteig, der hallenartig überdacht war, zu überblicken.

Kaum ein Dutzend Menschen befand sich vor dem der Abfahrt harrenden Zuge. Doch plötzlich machte sich unter dem Publikum eine seltsame Bewegung bemerkbar. Gleichzeitig schob sich vom Bahnhofsportal her eine kleine Gruppe nach dem vordersten Wagen. Werner erkannte jetzt deutlich das Gewand der Schwester.

Ja, kein Zweifel: Hanna war's. Aber rechts und links daneben ein Gendarm. Und da — Werners Augen faßten es kaum — da schoben ein paar Männerarme die schlanke Mädchengestalt in den Wagen.

Keuchend stürmt Werner vorwärts. Aus allen Wagenfenstern ragen Köpfe und Hüte. Ein Auflauf hat sich vor dem Coupé gebildet, in das man Hanna gezwungen hat einzusteigen. — „Abfahren!" ertönt eine scharfe Kommandostimme.

„Halt — halt!“ schreit Werner. Er ist ganz fassungslos. Taumelnd gelangt er zum Eingang der Halle. Der Billetkontrolleur hält ihn zurück.

Da springt gerade noch Weindel in das vorderste Coupé. Der Stationsvorstand schließt selbst die Thür. Ein kurzer Pfiff — ein Ruck geht durch die ganze Wagenreihe, und der Zug setzt sich in Bewegung.

Werner stößt den Beamten, der ihn nicht ohne Fahrkarte passieren lassen will, zur Seite und stürzt auf den Bahnsteig. Ein Bahnarbeiter hindert ihn im letzten Augenblick daran, den schon in Bewegung befindlichen Zug zu besteigen.

„Lassen Sie mich!“ keucht der Arzt atemlos. „Ich muß mit! Lassen Sie mich!“

Eine aufgeregte Gruppe von Zuschauern bildet sich um das ringende Paar. Der Stationsvorstand tritt hinzu.

Jetzt hat der Zug die Halle schon verlassen, der Arbeiter giebt den sich verzweifelt wehrenden Mann frei.

Werner tritt totenbleich dem Stationsvorstand entgegen. „Was hat das zu bedeuten?“ fragt er, heiser vor Aufregung, den Beamten mit starren Augen ansehend.

„Es ist Vorschrift, verspätete Passagiere von der Mitfahrt zurückzuhalten. Denn es hieße sich mutwillig in Gefahr begeben.“

„Keine unnötigen Worte, Herr!“ preßte Werner zitternd hervor. „Was war das — mit Fräulein — mit der Dame in der Tracht der Schwestern?“

„Man hat sie verhaftet!“ ruft einer aus dem Kreise wichtig.

„Ja, es soll hier ein Mord geschehen sein!“ meint ein zweiter aufgeregt.

„Hier doch nicht!“ erwidert ein anderer. „Drüben im Nachbarbadeort — eine reiche junge Dame aus Berlin soll das Opfer gewesen sein.“

„Und die Schwester?“

„Ist die Thäterin."

Der Stationsbeamte hat seine Hand auf die Schulter des fremden Herrn gelegt. „Aber so beruhigen Sie sich doch! Wollen Sie ins Bureau eintreten?"

Neugierig umdrängt das Publikum, das um eine Sensation reicher sein möchte, den so seltsam sich gebärdenden Fremden. Werner läßt sich jetzt widerstandslos von dem Beamten nach dem Dienstraum geleiten.

„Setzen Sie sich doch, bitte!" fordert dieser den seiner Ansicht nach Kranken in teilnehmendem Tone auf.

Werner schlägt plötzlich die Hände vors Gesicht und wirft sich stöhnend in die Ecke einer Bank. Dort verharrt er verzweiflungsvoll, ohne auch nur eine der wohlgemeinten Fragen des Beamten zu beantworten.

— — — — — — — — — — — —

Es war dem Kriminalkommissar doch nicht gelungen, Werner v. Gleichen hinters Licht zu führen. Die Verbringung der des Mordes verdächtigen Schwester Hanna nach dem Untersuchungsgefängnis in Greifswald hatte sich nicht so unbemerkt vollziehen lassen, als Weindel gehofft.

Sobald Werner sich einigermaßen von dem furchtbaren Schlag erholt hatte, sann er über die nächsten notwendigen Schritte nach. In drei Stunden ging ein Zug, den er nach Greifswald benutzen konnte. Freilich blieb dieser unterwegs auf einer Zweigstation liegen, so daß er fast sechs Stunden später als der eintraf, in dem Hanna gefangen fortgeführt worden war.

Wut gegen den Kommissar erfüllte den Arzt. Wie durfte dieser es wagen, nachdem das Gericht sich in der traurigen Angelegenheit schon mehrfache Mißgriffe hatte zu schulden kommen lassen, nun auch noch den Ruf eines Mädchens von so reiner, unantastbarer Gesinnung, wie Hanna sie besaß, zu schädigen? Gottlob gab es noch Rechtsmittel, um sich gegen derartige Brutalitäten zu schützen.

Und wie feig es von dem Beamten war, ihn vom Bahnhof fortzulocken, damit die Einlieferung des unglücklichen Mädchens durch ihn nur ja nicht gestört werde. Was lag nur gegen sie vor? Auf einen vagen Verdacht hin konnte man sie doch nicht auch noch festnehmen, wie kurz zuvor Frau Brand? Seltsam war es immerhin, daß Hanna sich erst heute von der Möglichkeit, daß Selbstmord vorlag, hatte überzeugen lassen. Ihre Ueberzeugung vom Gegenteil war ursprünglich so felsenfest gewesen; die plötzliche Aenderung ihrer Ueberzeugung mußte also einen bestimmten Grund haben. Aber welchen? Und hatte der Wechsel ihrer Ansicht vielleicht diesen kurzsichtigen und dabei noch ehrgeizigen Kommissar zu der Aeußerung seines himmelschreienden Verdachts bewogen? Nun, wer Hanna kannte, wer ihre sittliche Größe in der Zeit, da sie die Todkranke pflegte, bewundert hatte, wer ihre strengen Ansichten über die ärztliche Pflicht gehört hatte, dem mußte die Verhaftung als ein unfaßbarer Mißgriff erscheinen.

Allein wer kannte denn Hanna außer ihren Kolleginnen, die sie doch auch nur nach ihrer Thätigkeit im Beruf beurteilen konnten, näher? Ihre einzige Freundin — Agathe — war ja tot. Und Oswald und Sora, die, selbst nur mit knapper Not vor einem gerichtlichen Verfahren bewahrt, dafür sorgen mußten, daß jeder weitere Verdacht von ihnen persönlich ferngehalten wurde, konnten nicht als günstige Zeugen in Betracht kommen. Also blieben nur noch Ernst und er selbst.

Werner geriet außer sich, wenn er daran zurückdachte, daß er dem Kommissar Mitteilungen über sein Verlöbnis mit Hanna gemacht hatte. Daß Weindel seine Verpflichtung zur Verschwiegenheit als gelöst ansehen werde, darüber befand er sich nicht im Zweifel. Dadurch war aber der Wert seines Zeugnisses abgeschwächt; seine Aussagen

galten zweifellos als beeinflußt. Der einzig in Betracht kommende Entlastungszeuge war daher Ernst.

Werner vertraute dem Bruder so unbedingt, daß er entschlossen war, ihn ohne Zögern von dem ganzen Wirrwarr zu unterrichten. Aus dem Dienstplan, über den Ernst den Bruder seiner Zeit unterrichtet hatte, wußte Werner, daß das Schreiben mit der Nachricht über Agathens plötzlichen Tod, das er am Sterbetag dem Geschwader nachgeschickt hatte, ihn erst morgen früh erreichen werde. Ein Briefempfang war über Danzig zum 8. August vorgesehen.

Dahin mußte er nun sofort noch ein Telegramm abschicken, das den Bruder aufforderte, Urlaub zu nehmen und ohne Zögern zu kommen, aber nicht, wie im Brief vorgeschlagen, nach der Insel Rügen, sondern direkt nach Greifswald.

Es erschien dem Arzt grausam, daß er den Bruder, noch bevor der herbste Schmerz überwunden war, gleich in den vielverschlungenen kriminalistischen Apparat mit hineinziehen mußte, aber ein anderes Mittel zur schleunigen Entlastung Hannas wußte er nicht. Und jede Minute, welche die Unglückliche durch den Uebereifer des Beamten in Greifswald hinter öden Gefängnismauern zubringen mußte, erschien ihm als ein Verbrechen an seiner Braut.

Er geriet fast außer sich vor Verzweiflung über seine Ohnmacht, fern von ihr thatenlos sitzen zu müssen. —

Als der Stationsvorstand, der das Bureau für längere Zeit verlassen hatte, wieder zurückkehrte, fand er den rätselhaften Fremden endlich in etwas ruhigerer Verfassung. Werner verweigerte aber jede Auskunft über sein voriges seltsames Gebaren. Auch über seine Person wollte er keinerlei Angaben machen. Dies ward aber dadurch illusorisch, daß er ein Telegramm an Ernst auf dem Bahnamt aufgeben mußte.

Da die Abfahrtszeit des letzten Zuges näher gerückt war, erbat er sich die Drahtantwort nach der Station, in der er einen mehrstündigen Aufenthalt hatte. Die nächtliche Fahrt durch die Insel mit dem unablässigen Geklingel auf der ganzen Strecke war von tödlicher Einsamkeit. Werner saß in eine Ecke des Wagens gedrückt, mit quälenden Gedanken beschäftigt.

Endlich war die Station Altefähre im Süden der Insel erreicht, die schmale Seeenge ward mittels des Fährschiffes passiert, und die Lichter von Stralsund blitzten auf.

Der Inhalt der Drahtantwort auf seine Depesche an Ernst, die er auf dem Bahnsteig der Aufenthaltsstation ausgehändigt bekam, trug nicht dazu bei, seine Stimmung zu verbessern. Die Depesche lautete:

„Bitte Sie, den Adjutanten, der bereits unterwegs, zu erwarten. Kapitän Hangelsberg."

„Der Adjutant unterwegs — hierher unterwegs?" fragte sich Werner. Wäre es nicht viel einfacher gewesen, ihm die erbetene Adresse des Bruders mitzuteilen? Oder war das Schulschiff vielleicht aus dem Geschwaderverbande ausgeschieden? Die Maßnahmen wurden ja häufig geändert. Unter Umständen hatte der „Pelikan" die zur Ausbildung der Schiffsjungen dienende überseeische Reise schon angetreten. Aber irgend einen deutschen Hafen mußte das Schiff doch vorher noch angelaufen haben, oder wenigstens war ihm durch einen Aviso zugleich mit dem Befehl des Inseegehens auch die Post zugestellt worden, und dann mußte Ernst doch bereits im Besitz der Trauerkunde sein. Was bedeutete diese Sendung des Adjutanten? War ein neues Unglück geschehen?

In peinvoller Unruhe erwartete Werner die Ankunft des Offiziers. Wie er aus dem Fahrplan ersah, konnte derselbe erst in der Frühe des nächsten Tages eintreffen.

Werner war viel zu erregt, als daß er in der Zwischen-

zeit einen Gasthof aufgesucht hätte. Zu seinem Aerger ward aber, der örtlichen Sitte folgend, auch der einfache Warteraum des Bahnhofs alsbald geschlossen. Dem Verzweifelten blieb also nichts anderes übrig als ein nächtlicher Spaziergang durch den Ort, in dem alles in tiefem Schlafe lag, und durch die reizlose, sandige Küstengegend vor den Thoren des Städtchens.

Lange vor Ankunft des schmerzlich erwarteten Zuges fand sich der Arzt schon wieder auf der Station ein. Er war Zeuge des allmählichen Erwachens des Betriebs. Längst war es hell geworden. Marktfrauen mit ihren Kiepen wanderten auf der öden Bahnhofsstraße daher, und die Bahnarbeiter stellten sich ein.

Werner war von der schlaflosen Nacht, der mangelhaften Körperpflege, der seelischen Zerrüttung ganz krank. Als endlich der Zug einlief, mit dem der Adjutant kommen mußte, vermochte er nur mit Mühe sich bis zu dem Wagen zu schleppen, aus dem er einen Marineoffizier herausblicken sah.

Lieutenant zur See Marquardt trug ein ernstes, aber herzliches Wesen zur Schau. Er merkte dem Arzt die große Unruhe wohl an, hielt es aber doch nicht für angängig, hier auf dem Bahnsteig oder auf offener Straße mit seinen Mitteilungen herauszurücken.

Sie begaben sich nach einem benachbarten Gasthof, in dem ein übernächtiger Kellner ihnen das Restaurationszimmer, das noch die Spuren einer Kneiperei am vergangenen Abend aufwies, öffnete. Sie zogen es vor, sich in den ländlichen Garten zu verfügen, der hinter dem Hause sich in ziemlicher Ausdehnung bis zum Strand erstreckte.

„Ich war von meiner vorgesetzten Behörde schon gestern nachmittag beauftragt worden, Sie aufzusuchen, Herr Doktor," begann der Offizier, während sie auf dem

Kiesweg durch den Garten schritten. „Da mir nur Ihre Adresse in Berlin bekannt war, telegraphierte ich dahin, um Ihren augenblicklichen Aufenthalt zu erfahren. Meine Depesche blieb ohne Antwort, und eine zweite, an Professor Bruhn aufgegebene, meldete, daß Sie auf Rügen seien, aber unbekannt wo. Erst gestern abend erfuhr ich durch Kapitän Hangelsberg, der Ihr Telegramm erhalten hatte, wo ich Sie finden könne."

„Meinen besten Dank, Herr Lieutenant, daß Sie die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise in meinem Interesse auf sich genommen haben. Aber bitte, lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit. Warum kommt mein Bruder nicht selbst, oder, wenn er keinen Urlaub erhalten kann, warum schreibt er nicht, telegraphiert er nicht selbst?"

„Es wird mir unsagbar schwer, Herr Doktor, mich meines dienstlichen Auftrages entledigen zu müssen. Machen Sie sich auf eine traurige Nachricht gefaßt. Ihr Herr Bruder —"

„Was ist's mit ihm? Er ist doch nicht etwa krank? Als ich von ihm Abschied nahm, schien er so gefaßt, so —"

„Leider hat ihn mit dem Augenblick, da er an Bord des „Pelikan" gelangte, seine Fassung ganz und gar verlassen, Herr Doktor."

„Ich begleitete ihn noch selbst bis zum Strand ... er sollte von zehn bis zwölf Uhr die Wache übernehmen."

„Dies war sein letzter Dienst unter der Flagge Seiner Majestät!" sagte der Lieutenant tief ergriffen. „Als man ihn ablöste, verfügte er sich in seine Kajüte — und wenige Stunden später fand man — seine Leiche."

„Tot — tot!" schrie Werner auf, den Unglücksboten wie erstarrt anblickend.

„Ich weiß, in wie inniger Liebe Sie Ihrem Bruder zugethan waren. Glauben Sie mir, ich fühle die ganze Schwere Ihres Verlustes mit Ihnen."

Der Offizier hatte die Hand des Arztes ergriffen und kräftig gedrückt.

Werners Augen blieben thränenleer. Er war so erschüttert, so ins Herz getroffen von dieser gänzlich unerwarteten Trauerkunde, daß er weder zu weinen, noch zu klagen vermochte.

„Die Todesanzeige in Form eines Berichtes erhielt unser Amt erst gestern nachmittag durch den Kapitän Feldern von einer Station der schwedischen Küste aus. Die Ungunst der Verhältnisse — der „Pelikan" mußte ja seine Reise fortsetzen — gab dem Kommandanten leider nicht die Möglichkeit, die Ueberreste des Unglücklichen in geweihter Erde bestatten zu lassen. Der Leichnam des Kapitänlieutenants wurde daher vorgestern nacht auf der Höhe von Gothland ins Meer versenkt."

Jetzt erst fand Werner die Sprache wieder. „Also tot und aus der Welt geschafft, noch bevor ich ihn gesehen!" stieß er hervor.

„Die sanitären Maßnahmen auf den kaiserlichen Kriegsschiffen sind sehr streng," sagte Lieutenant Marquardt. „Als Arzt werden Sie das begreifen."

„War es denn ein Unglücksfall, oder was war es sonst, das seinen Tod verursachte? Kräftig und gesund ging er an Bord. Freilich bekümmerte ihn das schwere Leiden seiner Braut gar tief, aber körperlich war er im besten Zustande."

„Das eben ist der schmerzlichste Punkt meines Berichtes, Herr Doktor. Ihr unglücklicher Bruder schied — so muß leider angenommen werden — freiwillig aus dem Leben."

Eine lange Pause entstand. Werner preßte das Antlitz in die Hände und starrte unbeweglich vor sich hin. Er hatte in der Laube des Gartens Platz genommen. In düsterem Sinnen saß er da, kein Trosteswort des Offiziers vermochte ihn aufzurichten.

„Und — wie war sein Ende?" fragte er endlich zögernd.

„Er fand das Ende des Seemanns," erwiderte der Adjutant, „in dem feuchten Element. Ihr Bruder hat sich, bald nachdem das Schiff seinen Kurs aufgenommen, über Bord gestürzt. Es wurden sofort Boote ausgesetzt und alle möglichen Rettungsversuche gemacht, aber es gelang nur noch, seine Leiche zu bergen."

„Und in seinem Nachlaß fand man nichts, das auf seine grausige Absicht hindeutete?"

„Nichts. Es war auch besser so. Hätten die Nachforschungen ergeben, daß kein Unglücksfall, sondern Selbstmord vorlag, wäre das allen Kameraden, die an Ihrem Bruder mit treuer Verehrung hingen, überaus peinlich gewesen."

Lieutenant Marquardt hatte seine schwere Pflicht mit Würde und Takt zu Ende geführt. Aber seine persönliche Teilnahme leitete ihn, sich dem Schwergeprüften auch noch weiterhin zur Verfügung zu stellen.

„Es sind eine ganze Reihe trauriger Geschäfte noch zu erledigen, Herr Doktor," nahm er wieder das Wort. „Wie Sie wissen, besaß Ihr Bruder in Kiel eine eigene Wohnung. Gestern abend bereits hat sich eine Kommission dahin begeben, um seinen Nachlaß unter Verschluß zu legen. Da Sie der einzige Erbe sind, wird es Ihnen nicht erspart bleiben, den Nachlaß ordnen zu müssen. Wenn ich Ihnen dabei irgendwie behilflich sein kann, so stehe ich Ihnen zu Diensten."

Mit herzlichem Dank nahm Werner das Anerbieten des Offiziers an. Er schüttelte dem Kameraden seines Bruders die Hand, bat ihn auch, dem Kapitän Hangelsberg, der sofort und in so schonender Weise ihm die Trauerbotschaft hatte melden lassen, seinen ehrerbietigsten Dank auszusprechen.

„Ihr Vorgesetzter wird mir verzeihen, daß ich persönlich nichts weiter von mir hören lasse. Ich bin nicht im stande, in meiner jetzigen Verfassung zur Feder zu greifen. Das Ableben Ernsts ist ja nicht allein ein furchtbarer Schmerz für mich — er bringt zu aller Tragik auch noch die Verzweiflung einer anderen Unglücklichen mit sich."

Marquardt sah ihn erstaunt an. „Ich dachte, die Braut Ihres Bruders sei gleichfalls gestorben?"

„Ja, sie ist tot. Aber ein anderes mir teures Wesen ... Ich bitte, lassen Sie mich darüber schweigen." Er brach ab und erhob sich, um den Rückweg zur Bahn anzutreten.

Es fand ein kurzer, herzlicher Abschied zwischen den beiden statt. Da der Zug, mit dem Marquardt wieder nach Kiel zurückzukehren gedachte, erst in einigen Stunden fällig war, so blieb der Lieutenant im Gasthofe zurück, Werner aber verfügte sich schleppenden Schrittes zur Station.

Agathe tot, Ernst tot! ... Welcher Zeuge blieb der unglücklichen Hanna nun noch außer ihm, um sie zu entlasten? Seine Verzweiflung war groß. Er kam sich so ohnmächtig, so wehrlos vor, als er endlich in dem Zuge saß, der ihn an die Stätte bringen sollte, an der seine unglückliche Braut der Erlösung harrte.

Achtes Kapitel.

Ein flinker Reporter, der, auf einer Geschäftsreise begriffen, in Stralsund den aufregenden Gefangenentransport bemerkt hatte, war diesem ohne Zögern bis nach Greifswald gefolgt. .

Wieviel er über den auf Fräulein v. Jenichen, genannt Schwester Hanna, lastenden Verdacht durch Mitteilungen im Untersuchungsgefängnis, wieviel er durch

geschickt angestellte private Anfragen bei den Kriminalbeamten erfahren hatte, darüber äußerte er sich nicht. Er fertigte aber sofort mehrere sensationelle Artikel über einen geheimnisvollen Giftmord an, der in dem Seebad auf der Insel Rügen soeben entdeckt, und dessen Thäterin durch die angestrengten Bemühungen des überaus gewandten Kriminalkommissars Weindel bereits ermittelt und auf Verfügung des Landgerichts zu Greifswald verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert worden sei.

Einer dieser Artikel verließ bereits die Druckerpresse, als Werner in das alte Hansastädtchen einfuhr. Andere sensationelle Depeschen und Berichte schwirrten zu den größeren Lokalblättern der Hauptstädte, und der Reporter konnte dessen gewiß sein, daß die Unthat dieses Fräuleins v. Jenichen schon heute abend, spätestens morgen früh, in aller Leute Munde sein werde.

Werners Entsetzen war groß, als er den Namen seiner Braut in dieser Weise durch den Schmutz geschleift sah. Er las den Artikel im Wartezimmer des Untersuchungsrichters Pribnow. Dieser wohnte in einem am Marktplatz stehenden altertümlichen Haus. Direkt von der Bahn aus hatte sich der Arzt durch die breiten, geraden Straßen der seltsamen Stadt, die noch an vielen Stellen die ehemalige Hansaherrlichkeit verriet, hierher begeben. Da Pribnow bei seiner Ankunft noch auf dem Gericht beschäftigt war, so mußte Werner seine Ungeduld zügeln. Ein unglücklicher Zufall spielte ihm die Zeitung in die Hände.

Seine erste Frage an den Untersuchungsrichter war, nachdem er den Grund seines Hierseins dem alten Herrn genannt hatte, die nach der Berechtigung des Artikelverfassers, Hanna in solcher Weise zu verdächtigen.

Pribnow zuckte die Achsel. „So wichtig uns Leuten vom Gericht die Thätigkeit und Unterstützung der Presse in vielen Fällen ist, so unbequem vermag sie uns auch zu

sein. Im vorliegenden Falle lag keinerlei Notwendigkeit vor, das Vorverfahren in dieser sensationellen Weise zu besprechen, das räume ich Ihnen gerne ein, Herr Doktor. Aber irgend eine Handhabe besitzen Sie dagegen nicht. Ihre Braut ist verdächtig, der Staatsanwalt hat die Anklage gegen sie erhoben, und der Bericht sagt im Grunde ja auch nichts anderes aus als das, was die Anklage behauptet."

„Aber ist das nicht dennoch eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung?" rief Werner erregt. „Dieser Artikel stellt die Sache so dar, als gäbe es auch nicht den leisesten Zweifel mehr an der Schuld meiner Braut. Sie soll wehrlos dagegen sein, und ich soll den Verleumder nicht fassen dürfen?"

„Es dürfte Ihnen schwer sein, des betreffenden Herrn jetzt noch hier habhaft zu werden. Er suchte mich heute schon in aller Frühe auf, um allerlei Mitteilungen aus mir herauszupressen. Natürlich traf er bei mir nur geschlossene Lippen und geschlossene Thüren. Wahrscheinlich ist er nun aber sofort nach Rügen gereist, um seine eigenmächtigen kriminalistischen Erhebungen am Thatort selbst anzustellen. Der Schlußsatz in dem Bericht läßt dies wenigstens vermuten."

Werner drang nun in den Untersuchungsrichter, wenigstens in die vorläufige Freilassung der Unglücklichen zu willigen.

„Bedenken Sie doch, Herr Landrichter, was es heißt für eine gebildete junge Dame, in einer Gefängniszelle sitzen zu müssen, abgeschlossen von der Menschheit. Haben Sie Erbarmen und unterstützen Sie mein Gesuch bei der Staatsanwaltschaft und beim Landgericht."

„Es geht nicht — es geht nicht, Herr Doktor. Fräulein v. Jenichen ist die verstockteste Untersuchungsgefangene, die mir seit langer Zeit begegnete. Sie widersetzte sich

gleich bei ihrer Festnahme dem Verhör des Kriminalkommissars, gab auf dessen Fragen überhaupt keine Antwort, und trotzdem ich ihr heute nacht bei ihrer Einlieferung ins Untersuchungsgefängnis und soeben wieder aufs dringendste und väterlichste zugesprochen habe, schweigt sie, man mag sie fragen, was und wie man will. Nun, wenn sie glaubt, daß sie ihre Lage dadurch verbessert, so irrt sie. Sie werden auch wohl selbst einsehen, daß schon aus diesem Grunde von Milde ihr gegenüber nicht die Rede sein kann."

„Herr Landrichter, ich flehe Sie dennoch an: bewirken Sie ihre Freilassung! Ich stehe Ihnen dafür, daß Fräulein v. Jenichen keinen Fluchtversuch unternimmt, mit meinem Ehrenwort, meinem ganzen Vermögen! Aber befreien Sie die Unglückliche aus einer solchen entsetzlichen Umgebung!"

„Das Verbrechen, dessen man sie angeklagt hat, ist zu groß, Herr Doktor. Und wenn Sie eine Million als Bürgschaft hinterlegen wollten, Ihre Bitte könnte nicht erhört werden. Zunächst sollte Ihr Einfluß, wenn Sie wirklich glauben, auf dieses seltsam verstockte Gemüt welchen zu besitzen, lieber dahin gehen, daß Sie mit mir versuchen, ihren Trotz zu brechen."

„Lassen Sie mich zu ihr, Herr Landrichter!" rief der Arzt sofort in großer Erregung. „Mir wird sie Auskunft geben! Die Anklage hat lediglich den Stolz, die Würde in ihr verletzt — verstehen Sie doch nur die seelischen Regungen eines Wesens, das noch nie zuvor mit dem Gericht etwas zu thun hatte und nun plötzlich in so grausamer Weise heimgesucht wird! Daß ihr Schweigen ein Schuldbewußtsein beweisen sollte — nein, Herr Landrichter, das ist unmöglich. Sie werden den wahren Beweggrund ihrer Weigerung sehr bald erfahren und seine Berechtigung selbst anerkennen: es ist die verzweiflungs-

volle Scham des in seinen heiligsten Empfindungen getroffenen Weibes!"

Das war ein schwerer Gang für Werner, dieser kurze Weg von Pribnows Arbeitszimmer nach dem Untersuchungsgefängnis.

Nachdem das Thor, an dem sich eine Wache befand, passiert war, lenkte der Untersuchungsrichter seine Schritte nach dem Verhörzimmer. Es schien sich in dem alten Beamten so etwas wie Mitleid mit dem unglücklichen Bräutigam zu rühren. Er wollte dem verzweifelten Manne nicht den Schmerz anthun, ihn in die kleine Zelle zu führen, in der man die Gefangene untergebracht hatte.

Mit einem Beamten sprach er vom Verhörzimmer aus durchs Telephon ein paar Worte. Bald darauf stellte sich ein Gerichtsschreiber ein. Pribnow kündigte Werner an, daß Fräulein v. Jenichen sofort vorgeführt werde.

Trotzdem er gleichzeitig die dringende Mahnung an ihn gerichtet hatte, ruhig zu bleiben, stürmte Werner doch, sobald sich Hanna in der Thür zeigte, mit einem schluchzenden Aufschrei auf sie zu.

Der Gefangenenaufseher, der sich an Hannas Seite befand, wollte ihm wehren. Ein Blick Pribnows hielt ihn aber davon zurück, sich zwischen die beiden zu drängen.

Hanna war bleich und abgehärmt. Ihre Augen hatten einen trüben Ausdruck, ein schmerzlicher Zug hatte sich in ihr Antlitz eingegraben, der sie um Jahre älter erscheinen ließ. Sichtlich war sie auf die Begegnung mit dem Verlobten nicht vorbereitet worden, denn der Schreck, ja, das Entsetzen, das sich in ihren Zügen widerspiegelte, war gewaltig. Sie schien nicht mit sich einig zu sein, ob sie die stürmische Umarmung Werners dulden sollte. Ein Schwindel ergriff sie plötzlich, und wie leblos lag sie in seinen Armen, noch bevor ein Laut von ihren Lippen gekommen war.

Der Aufseher schob ihr einen Stuhl hin. Hanna ließ

sich dort erschöpft nieder. Dann endlich erhob sie ihre Blicke zu dem Geliebten. Ergreifende Bangigkeit lag im Ausdruck ihrer Augen.

Werner war es unmöglich, auch nur ein Wort hervorzubringen. Die Kehle war ihm von dem gewaltigen Schmerz, Hanna so leiden zu sehen, wie zugeschnürt. Er hielt aber noch immer ihre Hände angstvoll in den seinen, bis endlich Pribnow ihn in schonender, aber doch ernster und bestimmter Form ersuchte, beiseite zu treten.

„Fräulein v. Jenichen," nahm der Untersuchungsrichter das Wort, „Sie sehen, Sie sind nicht von aller Welt verlassen, wie Sie gestern vielleicht annahmen. Es liegt daher wohl kein Grund mehr für Sie vor, den Gang der Voruntersuchung in der bisherigen Weise zu erschweren. Herr Doktor v. Gleichen hat, sobald er von Ihrer Verhaftung erfuhr, die Reise hierher angetreten, um Ihnen auf jeden Fall beizustehen. Wie er mir versicherte, glaubt er an Ihre Schuld nicht. Er wird wohl auch für die Wahl eines geeigneten Verteidigers Sorge tragen. Nun seien Sie aber einsichtig, Fräulein v. Jenichen, und geben Sie ihm die Mittel an die Hand, gegen die Anklage Stellung zu nehmen."

Hanna erhob langsam den Kopf und warf Werner einen langen, schmerzlichen Blick zu, sprach aber keine Silbe.

„Sie kennen doch Herrn v. Gleichen?" begann Pribnow wieder.

Die Gefangene nickte.

„Wissen auch, daß er es gut mit Ihnen meint?"

Abermals bejahte sie stumm.

„Wollen Sie ihm vielleicht Auskunft über die Punkte geben, nach denen ich Sie gestern fragte?"

„Ich kann nicht!" kam es in mattem, schier ersticktem Tone von ihren Lippen.

Pribnow hatte zuerst Hoffnung geschöpft, daß die Gefangene ihm nun endlich doch noch Rede stehen werde. Seine Erwartung wurde getäuscht; denn sobald er mit seinen Fragen fortfuhr, sah er sie wieder den Kopf zu Boden senken und trübsinnig vor sich hin starren.

Die Geduld des Untersuchungsrichters war groß. Er versuchte es auf jede Weise, der Gefangenen eine Antwort abzulocken. Schließlich sah er das Vergebliche seiner Bemühungen aber doch ein.

Nun versuchte es Werner in bittender, zarter Weise, ihr zuzusprechen. Sein Ton war so ergreifend, daß er auch Hanna sichtlich rührte; denn ihre schönen, traurigen Augen füllten sich mit Thränen. Aber immer wieder schüttelte sie den Kopf und seufzte auf wie unter einer schweren Last. Dann fanden sich endlich ihre zitternden, bleichen Hände, sie faltete sie krampfhaft, erhob sie wie flehend zu dem Geliebten und stieß mit von Schluchzen erstickter Stimme leise, kaum hörbar aus: „Ich kann nichts sagen — ich — kann nicht!"

Da verstummte auch Werner. Vor einem Rätsel stand er, einem kaum zu entwirrenden Rätsel. Aber entsetzt fuhr er doch auf, als Pribnow endlich polternd ausrief, seiner bisherigen Schonung ganz und gar vergessend: „Nun, wenn das kein Geständnis ist, so möchte ich wissen, was Sie noch mehr belasten könnte, Fräulein v. Jenichen, als Ihre sichtbare Furcht, zu sprechen!"

„Ich bitte Sie, Herr Landrichter, die Unglückliche zu schonen!" legte sich Werner ins Mittel. „Bedenken Sie, was sie durchgemacht hat. Sie muß sich erst fassen, erst sammeln. Morgen oder an einem späteren Tage wird sie Ihnen die gewünschte Auskunft geben ... nicht wahr, Hanna?"

Keine Antwort. Hanna weinte nur still vor sich hin.

„Hören Sie, Fräulein v. Jenichen?" drang der Unter-

suchungsrichter von neuem in sie. „Ihr Verlobter bittet für Sie. Soll ich Sie also jetzt wegführen lassen?"

Sie machte eine fast unmerkliche, bittende Handbewegung.

„Und wollen Sie mir morgen Antwort geben?"

Er wartete lange auf ihre Antwort; sie schwieg noch immer.

Werner verzweifelte nun selbst. „Hanna, so höre doch! Soll man ein Recht haben, dich eine lange, furchtbare Zeit hier festzuhalten? Sprich doch, damit sich deine Unschuld erweist! Dann wirst du frei sein, ein großes lachendes Glück steht vor uns, und wir werden diese häßlichen Tage vergessen. Aber sprich jetzt, Hanna; wenn dir an unserem Glücke liegt, so sprich!".

Ein mattes Kopfschütteln. Sie hatte das Haupt müde zurückgelehnt und die Augen geschlossen; ein schmerzliches Lächeln stellte sich auf ihrem blassen Gesicht ein. „Ich kann nicht, kann nicht!" lautete ihre einzige Antwort, die sich kaum vernehmbar von ihren Lippen stahl.

In Pribnow kamen allmählich Groll und Strenge zum Durchbruch. „Fräulein v. Jenichen," sagte er in härterem Tone, „glauben Sie mir, daß wir die Untersuchung auch ohne ein Geständnis von Ihnen so weit bringen können, wie es zur Vervollständigung des Materials notwendig ist. Ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß die Ungewißheit Ihres Schicksals dann eben noch länger andauern wird. Wenn Sie sich auch weigern, in dieser oder in der nächsten Woche irgend welche Angaben zu machen: im kommenden Monat oder im darauffolgenden werden Sie die Qual dieses ewigen Schweigens selbst nicht mehr ertragen. Wenn Sie dann aber auch endlich ein Geständnis ablegen sollten — auf Milde haben Sie unter solchen Umständen bei Ihren Richtern nicht mehr zu hoffen!"

Während Hanna auch nach dieser Drohung noch schweig-

sam blieb, brach sich in Werners Worten die volle Verzweiflung Bahn. Daß die Unglückliche nicht einsah, wie mit jeder Minute ihres Zögerns der Verdacht gegen sie wuchs — das faßte er nicht. Was nutzten aber alle Worte, da sie doch immer nur das traurige, hilflose Kopfschütteln hatte!

„Nun wollen wir also einmal sehen," hub Pribnow endlich in geschäftsmäßigerem Tone an, „ob Fräulein v. Jenichen wenigstens nicht dazu zu bewegen ist, an dem Verhör der Zeugen teilzunehmen."

Er gab das Zeichen am Telephon und bat den Kriminalkommissar Weindel, vor ihm zu erscheinen.

Werner zeigte sich sehr unruhig. Seine Empörung gegen Weindel war jetzt, da er Hanna in ihrer stummen Verzweiflung gesehen, noch gewachsen. Dem Landrichter, dem sein drohender Ausdruck auffiel, gab er Auskunft über seine Bewegung.

„Mein Gott," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, „als ob unsereins sich ein Vergnügen daraus machte, Unglück über die Welt zu bringen! Herr Weindel hat nichts anderes gethan, als was sein Beruf von ihm verlangt. Sie sind doch ein Mann von Bildung und dürfen die Staatseinrichtungen nicht in einem Sie persönlich beschwerenden Fall gleich für unwürdig und grausam halten. Ihre Fräulein Braut hat sich die Verhaftung lediglich selbst zuzuschreiben. Dieses mir unverständliche Schweigen wird ihr noch sehr gefährlich werden."

Nach kurzer Pause trat der Kommissar ins Verhörzimmer. Werner erwiderte mit sichtlichem Widerwillen seine höfliche Verbeugung.

Der Untersuchungsrichter nahm an seinem Tische Platz und blätterte in den Akten, die im Verlauf der Voruntersuchung dieses Falles bereits einen beträchtlichen Umfang angenommen hatten.

„Herr Doktor v. Gleichen,“ redete Pribnow den finster im Hintergrund Stehenden an, „darf ich Sie ersuchen, mir nach bestem Wissen und Gewissen über alles Auskunft zu geben, was die Untersuchung des Falles erheischt?“

Werner trat, der Bitte des Untersuchungsrichters folgend, näher an den Tisch heran. Hanna saß in schräger Linie hinter ihm. Als er sich Pribnow näherte, war ihr Kopf für eine Sekunde angstvoll emporgefahren. Da sie sich aber von den beiden Kriminalisten streng beobachtet sah, so senkte sie ihr Antlitz sofort wieder zu Boden.

„Es handelt sich zunächst um den Plan Ihrer Abreise aus dem Seebad, Herr Doktor,“ begann der Landrichter. „Wenn ich die Situation recht verstehe, so war es Fräulein v. Jenichen, die in Sie drang, das Seebad zu verlassen?“

„Sie sprechen von meiner gestern nachmittag bewerkstelligten Abfahrt, Herr Landrichter?“ fragte Werner mißmutig.

„Nein, Sie hatten wohl schon vorher einmal, vor dem Tode Ihrer Schwägerin — wenn ich die Braut Ihres Herrn Bruders so nennen soll — die Absicht, die Insel Rügen zu verlassen?“

„Allerdings. Aber ich weiß nicht...“

Hanna hatte die Augen geschlossen und das Haupt gebeugt, um durch ihren Gesichtsausdruck ihre Erregung in keiner Weise zu verraten.

„Warum mag Fräulein v. Jenichen wohl so viel daran gelegen haben, daß Sie den Ort verließen? Sie befanden sich in bester Harmonie mit ihr, nicht wahr? Wenige Tage später erfolgte sogar, wie der Kommissar von Ihnen erfuhr, Ihre Verlobung, nicht wahr? Hat es da nun nicht den Anschein, als wäre Fräulein v. Jenichen mit der Kranken lieber allein geblieben?“

Werner merkte wohl die Absicht Pribnows, schon hier-

aus ein Verdachtsmoment zu konstruieren. Er blieb gleichwohl ruhig und durchaus sachlich in seiner Antwort.

„Ich war durch Ueberanstrengung, hauptsächlich aber durch die Qual, die kurze Lebensdauer meiner Schwägerin genau zu wissen, ohne doch zu anderen Menschen mich darüber aussprechen zu dürfen — durch all diese seelischen Erregungen war ich leidend geworden, sehr nervös. Ich fand keinen Schlaf mehr, wurde von Träumen, Wahnvorstellungen verfolgt — das alles gestand ich meiner Braut ein, und sie bat mich, zu reisen, mich fern von der Leidenden und meinem Bruder zu erholen."

Hanna hatte den Kopf vorgebeugt, ihre Augen öffneten sich und warfen einen raschen, ängstlichen Blick auf Werner, als dieser von seinem unruhigen Schlaf zu reden anhub. Gramvoll senkte sie die Lider aber, da sie sich scharf von zwei Seiten bewacht sah.

„Sie hatten auch schon Ihr Gepäck fertiggestellt, Herr Doktor, nicht wahr?" fuhr der Untersuchungsrichter fort.

„Allerdings. Ich hatte es am Tage der Abreise meines Bruders in Gemeinschaft mit dessen Gepäck durch einen Matrosen nach Saßnitz schaffen lassen."

„Haben Sie es dort wieder in Empfang genommen?"

„Ja."

„Wo befindet es sich im Augenblick?"

„Hier auf der Bahn."

„Befanden sich darunter etwa ärztliche Requisiten, Apparate, vielleicht auch eine Apotheke?"

„Gewiß. Ich führe derlei auf meinen Reisen immer bei mir."

„Wo bewahren Sie die Gegenstände auf?"

„In einem Handkoffer, der sonst nur noch die notwendigsten Gegenstände für zwei, drei Tage birgt."

„Diesen Handkoffer glauben Sie also bestimmt mit dem anderen Gepäck nach Saßnitz geschickt zu haben?"

Werner bejahte.

„Haben Sie ihn denn gestern mit Ihren anderen Sachen zusammen auch wieder ausgeliefert erhalten?“

„Natürlich!“

Pribnow sah den Kommissar fragend an.

Weindel schüttelte den Kopf. „Herr v. Gleichen irrt sich!“ sagte er bestimmt. „Er hat gestern auf dem Bahnhof zu Saßnitz auf seinen Depotschein vier Gegenstände ausgehändigt bekommen; der bewußte Handkoffer war aber nicht darunter.“

Werner sah sich ganz erstaunt nach dem Sprecher um. „Allerdings — beschwören könnte ich es nicht. Ich bin aber doch der festen Meinung, ich hätte damals fünf Kolli nach Saßnitz schicken lassen.“

Der Kommissar entnahm seiner Brieftasche den Depotschein, den er dem Bahnhofspförtner gleich nach Werners Weggang von der Station abverlangt hatte.

Nun ward Werner unruhig. „Sollte sich der Handkoffer wirklich nicht bei meinen Sachen befunden haben, so wäre mir das geradezu rätselhaft,“ sagte er.

„Befand sich in diesem Handkoffer nicht auch ein Ledercetui mit einem Totenkopf, das Opiate und derlei Dinge enthielt?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Gewiß. Ich habe es noch kurz vor meiner Abreise in der Hand gehabt.“

„Jawohl,“ fiel Weindel ein, „bei jener Unterredung, die kurz vor dem Tode Ihrer Schwägerin in Ihrem Zimmer stattfand.“

„War bei jener Unterredung vielleicht auch Fräulein v. Jenichen zugegen?“ fragte der Untersuchungsrichter.

Werner bejahte.

„Sie hat also jedenfalls auch gesehen, daß Sie das Kästchen mit den Medizinkolben dem Handkoffer wieder einverleibten?“

„Vielleicht — ich weiß nicht.“

„Hatten Sie, seitdem das Etui gefüllt worden war, Gebrauch von einer der darin enthaltenen Flüssigkeiten gemacht?“

„Nein. Meine Praxis ruhte vollkommen.“

„Und auch für Ihre Schwägerin haben Sie niemals davon etwas gebraucht?“

„Nie.“

„Hm. Seltsam! Man hat Ihr Etui nämlich gefunden. Ein Fläschchen fehlte darin.“

„Das wundert mich, denn — wie gesagt...“ Werner stockte abermals.

„Auch das Fläschchen hat man gefunden. Es ist — dieses hier, Herr Doktor! Es scheint Opium enthalten zu haben.“

Ganz bestürzt griff Werner nach dem ihm zugereichten Gegenstand.

„Allerdings — das ist mein Eigentum. Aber was ist mit dem Inhalt geschehen?“

„Das möchte ich Sie fragen, Herr Doktor. Man hat dieses Fläschchen nämlich in dem Sterbezimmer Ihrer Schwägerin entdeckt.“

„Unmöglich!“ entfuhr es dem Arzt. Dabei streifte sein Blick unwillkürlich die zitternd auf ihrem Platze verharrende Mädchengestalt. Entsetzen packte ihn an, als er Hannas Augen sah, deren Blick in schreckhafter Qual auf ihn gerichtet war.

Nun erhob sich der Untersuchungsrichter. „Und Ihre Medizintasche, Herr Doktor, fand man im Reisegepäck des Fräuleins v. Jenichen!“

„Allmächtiger Gott!“ kam es von Werners Lippen.

Hanna hatte das Antlitz längst wieder scheu gesenkt. Ihre beiden Hände falteten sich. Unbeweglich saß sie da. Pribnow entwickelte in scharfem Tone alle Verdachts-

momente, die gegen sie vorlagen. Als den schwerstwiegenden führte er zum Schlusse ihr verstocktes Schweigen an.

Da wandte sich Werner ganz erschüttert an seine Braut. Flehentlich bat er: „Hanna, ich beschwöre dich, mache den grausamen Zweifeln ein Ende! Sag: wie bist du in den Besitz dieser Tasche gekommen? Du hörst ja, welch furchtbarer Verdacht dadurch auf dich fallen muß, wenn du jetzt noch etwas zu verschweigen suchst."

Ewig geschlossene Lippen. Nur ein ergreifendes Stöhnen ward vernehmbar.

„Fräulein v. Jenichen," hob Pribnow wieder an, „hat die Kranke von Ihnen vielleicht ausdrücklich verlangt, Sie sollten ihr ein Opiat verschaffen, damit sie ihrer Qual selbst ein Ende zu machen vermöge?"

Keine Antwort.

Werner hatte lange mit sich gekämpft; jetzt fiel er dem Untersuchungsrichter, der auf dieser Grundlage weiterforschte, in die Rede:

„Herr Landrichter, was für ein Rätsel hier vorliegt, das vermag ich nicht zu entscheiden. Ich muß aber gestehen, daß auch mir Ihre letzte Annahme als die einzig mögliche erscheint, falls Fräulein v. Jenichen überhaupt an dem traurigen Fall eine Mitschuld tragen sollte. Dann hätte sie sich aber doch nicht gegen eine Anklage wegen Mordes zu verteidigen, sondern nur gegen die Beschuldigung, ein allerdings schweres Vergehen im Amte begangen zu haben."

„Wenn Fräulein v. Jenichen eingesteht, daß sie das Gift heimlich weggeholt hat auf ausdrückliche Bitte der Kranken, so würde die Anklage gegen sie allerdings anders zu formulieren sein."

Blitzartig huschte ein hellerer Schein über Hannas Antlitz.

„Aber dann müßte sie eben reden," fuhr Pribnow

fort, „und selbstverständlich die Situation glaubhaft darstellen: eingestehen, wann sie sich in den Besitz des Giftes gesetzt hat, wo sie das Fläschchen, nachdem die Kranke den Todestrank zu sich genommen, verborgen hat, denn das muß sie wissen, trotzdem sie nicht erfahren haben kann, wo die beiden Dienstmädchen es gefunden haben — kurzum, sie müßte uns eben eine offene, glaubhafte Darstellung geben."

Inständig drang Werner in seine Braut, ein Geständnis in diesem Sinne abzulegen.

„Hanna, ich will's versuchen, dich zu verstehen. Du kennst meine strengen ärztlichen Grundsätze. Aber wenn ich dir gestehe, daß selbst mich das Schicksal Agathens mit Verzweiflung erfüllte — soll ich dann dich verdammen, wenn du wirklich einer solchen letzten Bitte Agathens nachgegeben haben solltest? Ach, Hanna, äußere dich! Gestehe, daß die Ansichten, die Brand entwickelte, dich verwirrt haben. Dann kam Agathens Verzweiflung nach der Trennung von Ernst hinzu, sie wollte nicht mehr leben, sie flehte dich an, ihr ein lindes Mittel zu ihrer Erlösung zu verschaffen — und da gingst du hin und brachtest ihr, was sie wünschte ... Hanna, gestehe! Man wird dich trotzdem keine Mörderin nennen dürfen."

Der Erguß des verzweifelten Mannes entlockte Hanna nur neue heiße Thränen. Einmal schien es auch so, als hielte sie das dumpfe, belastende Schweigen nicht länger aus, und als wollte sie in einem gewaltigen Ausbruch ihrer Verzweiflung endlich dem Richter Rede stehen. Aber wie in einem plötzlichen Kältegefühl zuckte sie dann zusammen, senkte erschauernd das Haupt und barg das Antlitz wieder in den Händen.

Was nützte es jetzt, daß Werner ihr vorstellte: wenn sie nur der Beihilfe zu Agathens Tod in der vom Untersuchungsrichter angedeuteten Weise angeklagt würde, so

wäre es möglich, daß ein einsichtsvoller Gerichtshof sie überhaupt gänzlich freispräche; und aus der Haft werde man sie gewiß auch ohne weiteres entlassen, sie müsse aber genau darstellen, wie sich das düstere Ereignis abgespielt habe.

Der Arzt mußte endlich einsehen, daß nichts die Lippen der Angeklagten zu öffnen vermochte.

Und so schickte Pribnow die Gefangene wieder fort. Gesenkten Hauptes folgte Schwester Hanna dem Aufseher, Werner in voller Verzweiflung zurücklassend.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Wochen lang bildete das dunkle Ereignis auf der Insel Rügen, das durch die Meldung über das fortgesetzte Schweigen der Angeklagten nur noch rätselhafter und geheimnisvoller wurde, ein Hauptgesprächsthema.

Noch ein paarmal hatte Werner versucht, seine Braut zu einem Geständnis zu bewegen — stets erfolglos. Schließlich gestattete ihm der Untersuchungsrichter auf seine Bitte hin einmal sogar, Hanna allein gegenüberzutreten. Doch auch bei diesem schmerzvollen Wiedersehen ging die Gefangene auf seine Fragen nach ihrer Schuld oder Unschuld nicht ein. Sie gestand ihm nur, daß seine Anwesenheit sie über alle Maßen quäle, daß sie verzweifeln müsse, wenn er nicht endlich das Erbarmen habe, den Vernehmungen fern zu bleiben. Nie könne und werde sie sich darüber aussprechen, weshalb und durch welche Verkettung von Umständen man die belastenden Gegenstände bei ihr gefunden habe. Resultatlos wie bisher mußte er ihre Zelle verlassen.

Nun mußte Werner wenigstens Schritte thun, um — trotzdem Hanna nichts davon wissen wollte — ihr einen juristischen Beistand zu verschaffen. Die ältesten, angesehensten Rechtsanwälte lehnten aber, nachdem ihnen die Angeklagte jede Auskunft verweigert, die Verteidigung rundweg ab.

Da fand sich denn ein jüngerer, gleichfalls als sehr scharfsinnig bekannter Herr, Doktor Mittelstädt, der bereit war, trotz der eigentümlichen Haltung der Angeklagten deren Sache zu führen.

Der Monat August ging jedoch hin, ohne daß die Vorbereitungen wesentliche Fortschritte aufgewiesen hätten. Selbst die Nachricht von Ernsts Tod hatte Hanna den Mund nicht geöffnet.

Werner verließ in tiefster Verstimmung die alte Hansastadt. Er mußte an Hanna ganz und gar verzweifeln. Wenn sie zugegeben hätte, daß sie der Kranken das Opiat verschafft habe, so wäre ihre Schuld und ihre Strafe viel geringer gewesen. So aber blieb nach wie vor der Verdacht gegen sie bestehen, daß sie dem Erfrischungstrank der Leidenden heimlich das Gift beigebracht habe, und die Anklage lautete daher auf Mord.

Der unglückliche Arzt hatte bis zu seiner Abreise von Greifswald eine fieberhaft erregte Thätigkeit entfaltet, um hinter das Geheimnis zu kommen. Er hatte seine Erinnerungen an die Schreckenstage auf Rügen, so genau er vermochte, aufgezeichnet, um Mittelstädt wenigstens einigermaßen in den Stand zu setzen, sich ein Bild von den damaligen Verhältnissen zu machen. Natürlich besprach er mit Hannas Rechtsanwalt auch die Möglichkeit, daß Sora oder ihr Gatte oder beide gemeinsam der Thäterschaft vielleicht doch nicht so fern stünden. Werner verlangte von Mittelstädt, daß er sich vorläufig von jeder anderen Vertretung frei mache. Der Rechtsanwalt mußte schließlich gemeinsam mit ihm nach dem Seebad reisen, um an Ort und Stelle weitere Erhebungen anzustellen.

Solange sich Werner in der Nähe der bedrohten Braut gewußt hatte, war es ihm gelungen, sich aufrecht zu erhalten. Nun aber klappte er mit einemmal zusammen. Seine alte Melancholie kam über ihn, als er die Insel

betrat, und jenes unerklärliche, unbestimmte Angstgefühl ergriff ihn wieder, sobald er an die verhängnisvolle Stätte zurückgelangte.

Das Ehepaar Brand wohnte nicht mehr im Kurhaus.

Mit dem Augenblick, da die Zeitungen sich der sensationellen Angelegenheit bemächtigt hatten, war es mit dem Gedeihen der hübschen Besitzung vorbei gewesen. Die wenigen Badegäste, die bis dahin noch nicht abgereist waren, kündigten sofort, und um die Mitte des Monats standen beide Häuser vollkommen leer.

Sora hielt es dann in dem Unglückshause auch nicht länger aus. Da sie für das Gesinde so wie so nicht genug zu thun hatte, so entließ sie es, schloß das Haus und die Villa und zog mit ihrem Gatten nach Saßnitz. Es blieb nur noch ein als ehrlich bekannter Schwager des Fischers Dröse als Wache im Kurhaus zurück.

Für die beiden Eheleute sowohl als auch für den alten Kerkhoff hatte die bisherige materielle Not mit einem Schlage ein Ende erreicht. Oswald, der zur Nachlaßordnung nach Berlin hatte reisen müssen, war ganz erstaunt über die Höhe von Agathens Vermögen gewesen. Sie hatte vielleicht selbst keine Ahnung davon gehabt, bei ihrer Bedürfnislosigkeit auch niemals sich viel darum gekümmert.

Natürlich fehlte es nun, als Oswald sofort seine Schulden einlöste und auch seinen Schwiegervater in den Stand setzte, seiner Verbindlichkeiten Herr zu werden, nicht an bösen Zungen, die tuschelten, die reiche Stiefschwester sei dem dicht vor dem Bankerott stehenden Herrn Brand gerade zur Zeit gestorben. Oder auch: ein Glück für ihn, daß seine Schwester nicht mehr dazu kam, sich zu verheiraten; das Erbe wäre sonst vielleicht kaum so glatt in seine Hände gelangt!

Weder Sora noch ihr Gatte hörten etwas von diesen

böswilligen Reden; dennoch fühlten sie, daß allenthalben der Neid ihnen auflauerte. Sie wollten in Verhandlungen eintreten, die den völligen Verkauf ihres Grundstückes herbeiführen sollten. Daß sie in Zukunft noch viel Freude an ihrem Besitz haben würden, das war sehr zweifelhaft. Auch mochte sich die am Ort bestehende Konkurrenz der anderen Gasthofs- und Logisbesitzer die Gelegenheit im kommenden Jahr kaum entgehen lassen, auf den mit der Geschichte des Kurhauses verknüpften Mordfall immer wieder zurückzukommen.

Ab und zu fuhr Oswald Brand einmal zum Kurhaus hinüber, um nach dem Rechten zu sehen. Der Badeverkehr hatte inzwischen erheblich nachgelassen, denn die Abende wurden zu lang; auch wäre an manchem trüben, regnerischen Septembertag die Nähe wärmender Oefen den wenigen Nachzüglern angenehmer gewesen, als die der vom Sturm gepeitschten See, deren Eisluft einen vorzeitigen Winter anzudrohen schien.

Bei einer seiner Fahrten traf Oswald gelegentlich Werner und den Rechtsanwalt, die bereits eine gemeinsame Besichtigung des Thatortes vorgenommen hatten. Es konnte Oswald nicht wunder nehmen, daß der Arzt, dessen Braut als Agathens Mörderin galt, ihn in Saßnitz nicht aufgesucht hatte, trotzdem sie früher in bester Harmonie miteinander verkehrten. Doch auch er begrüßte die beiden Herren, die er auf seinem Grundstück traf, nur kühl und förmlich.

Werner war es da, der mit einer Bitte an den Hausherrn herantrat. Er wolle wieder hier im Ort Wohnung nehmen, eröffnete er dem nicht wenig erstaunten Oswald, und sein Ersuchen gehe dahin, ihm die schon früher von ihm und seinem Bruder innegehabten Parterreräumlichkeiten zu vermieten.

Sie wurden bald einig, und die beiden Herren tele-

graphierten nach der Bahn, um sich ihr Gepäck nachkommen zu lassen.

Noch an demselben Tage wurde die Wohnung durch den alten Dröse und ein Mädchen aus dem Dorf, das auch in Zukunft die Aufwartung versehen sollte, in stand gesetzt.

Trübe Zeiten brachen nun für Werner an. Er lebte nur noch der Aufgabe, das Rätsel jener Nacht zu lösen. Die Gegenwart versank rings um ihn. Seine Gedanken befanden sich tagaus, tagein bei den Ereignissen, die dem Tod Agathens vorangegangen und ihm gefolgt waren. Es gab keine Fährte — so abenteuerlich sie auch seinem juristischen Beistand erschien — die er nicht verfolgt hätte.

Am meisten Wahrscheinlichkeit hatte die Annahme für ihn, daß Hanna über das, was sie gesehen haben mochte, unter dem Druck einer Drohung schwieg.

Er besprach mit Mittelstädt einen solchen Fall.

Wie, wenn Oswald sich in jener Nacht wirklich durchs offenstehende Fenster hineingeschwungen hätte und nach der Ausübung seiner That von Hanna erkannt worden wäre? Mußte man nicht annehmen, daß Oswald — dem es vielleicht nicht nur um die Erlösung der leidenden Schwester, sondern auch auf das Erbe angekommen sein mochte — Hannas Lippen durch furchtbare Drohreden zum Schweigen gebracht hatte?

Der Rechtsanwalt hatte ganz unscheinbare Abschürfungen an den Wänden außerhalb und innerhalb des Fensters von Hannas früherem Zimmer entdeckt. An anderen Stellen der tadellosen neuen Front war derlei nicht zu finden. Daß irgend wann einmal hier jemand den Weg durchs Fenster genommen hatte, das schien auch ihm wohl möglich. Aber wer konnte jetzt, nachdem schon mehr als ein Monat ins Land gegangen war, diese kleinen Veränderungen als ein Beweismittel ins Treffen führen?

Die Schwurgerichtssitzung, in welcher der Prozeß Jenichen zum Austrag kommen sollte, rückte näher und näher, ohne daß die Angelegenheit der Angeklagten in ein neues Fahrwasser gelangt wäre. Mit Spannung sah alle Welt der Verhandlung entgegen.

Dieser Prozeß bedeutete mehr als einen gewöhnlichen Kriminalfall. Besonders für die Mediziner besaß sein Ausgang ein seltenes Interesse. War doch anzunehmen, daß die Verteidigung — die bei dem belastenden Schweigen der Angeklagten deren Unschuld nicht glaubhaft machen konnte — versuchen würde, die Handlungsweise der Pflegerin als eine wenn auch nicht vom gesetzlichen, so doch vom rein menschlichen Standpunkt aus zulässige hinzustellen. Die Kriterien des Mordes fehlten jedenfalls. Und wenn auch eine schwere Freiheitsstrafe die unglückliche Thäterin nach dem Buchstaben des Gesetzes treffen mußte, so war man doch jetzt schon der festen Ueberzeugung, daß mildernde Umstände in Betracht gezogen würden, so daß eine eigentliche Ehrenstrafe die durch ihr Gefühl irre geleitete Schwester nicht treffen konnte.

Auch Werner v. Gleichen erhielt eine Vorladung, als Zeuge bei der Verhandlung zu erscheinen. Er war so hinfällig geworden durch die vielfachen Erschütterungen der letzten Wochen, daß Mittelstädt, der wie ein Freund um ihn bemüht war, in ernstliche Sorge geriet.

„Ich werde beim Landgerichtsdirektor Traumann, der ein sehr humaner Beamter ist, dahin vorstellig werden, daß Sie von der Verpflichtung, schon am ersten Tage zu erscheinen, entbunden werden. Da am ersten Tage zunächst die Auslosung der Geschworenen stattfindet, und die umfangreiche Anklageschrift zur Verlesung gelangt, so dürfte so wie so nur eine geringe Anzahl der vorgeladenen Zeugen vernommen werden können."

„Aber hier in dieser furchtbaren Einsamkeit vergehe

ich ja erst recht vor Qual!" stöhnte Werner. „Ach, versetzen Sie sich doch nur in meine Lage!"

„Sie können am Gang der Verhandlung — auch wenn Sie zugegen sind — ja doch nichts ändern. Glauben Sie mir, was irgend gethan werden kann, um Hanna v. Jenichen zu entlasten, das geschieht von meiner Seite aus. Meinem Plaidoyer mögen Sie zum Schluß des Prozesses auch ruhig beiwohnen. Aber bis zu Ihrer Vernehmung vermeiden Sie die Nähe des Gerichts. Ich spreche als Ihr Freund, Herr Doktor. Ihre Nerven sind aufs höchste angespannt worden, es muß jetzt eine Reaktion eintreten. Hoffentlich gelingt es mir, Ihre Braut zu befreien. Das wäre die beste Heilung für Sie. In Ihrem eigenen Interesse und dem der Angeklagten bitte ich Sie: bleiben Sie vorläufig hier!"

Werner willigte endlich ein, und der Rechtsanwalt wandte sich dieserhalb an den Präses des Geschworenengerichts, unter dessen Leitung sich die bevorstehende Sitzung befand.

Nach der Abreise seines neugewonnenen Freundes führte Werner das grämlichste Einsiedlerleben. Es war schon stark herbstlich geworden, und außer den Fischersleuten gab es keinerlei Umgang mehr am Orte. Selbst die Fischer aber mieden den seltsamen Fremden, der mit so auffälliger Zähigkeit in nächster Nähe der unheimlichen Mordstelle aushielt.

Ein förmlicher Sagenkreis bildete sich schließlich um das Kurhaus und die nur von dem finsteren Manne bewohnte Villa „Waldfrieden".

Wenige Tage vor Beginn des Prozesses fand sich endlich einmal Oswald Brand wieder auf seiner Besitzung ein. Er traf den Arzt in trübseliger Verfassung. Etwas wie Mitleid schien ins Herz des als egoistisch verschrieenen Mannes einzuziehen. Er versuchte dem Einsamen zuzu-

reden. Doch Werner wollte nach wie vor seine eigenen Wege gehen. Gegen Brand und dessen Frau, auch gegen den alten Kerkhoff hatte er einen geradezu unüberwindlichen Widerwillen. Er atmete erst auf, als er sich wieder allein sah.

Bei Tag sah man ihn selten. Die Bedienung sagte aus, daß er den ganzen Morgen verschlafe und nachmittags gleichfalls daheimsitze oder doch nur kurze Spaziergänge unternehme. Des Nachts aber — so flüsterte das einfältige Volk — „gehe er um"!

(Fortsetzung folgt.)





Die Almhex'.

Eine Geschichte aus dem Tiroler Hochgebirge.

Von

H. Schrott-Fiechtl.

Mit Illustrationen von R. Mahn.

---

1. (Nachdruck verboten.)

„Grüaß Gott, Weibele, wo denn 'naus bei der Hitz'n?"

„Ja mei, wo werd' ih denn hin woll'n? Halt aa geg'n Aschau."

„Na, bist grad du a nett's Weibele, da hab'n wir ja den gleich'n Weg. Magst nit aufhock'n?"

Das alte Weibele ist gar schnell auf dem kleinen Steierer-wagerl g'sess'n und hat si' 's runzlige G'sicht auf und ab über die guate Gelegenheit g'freut.

„Jessas na, glei' hätt' ih di' bald nimmer kennt, Brenn-hüttenweibele," ruft der junge, halb städtisch gekleidete Mann, der das Wagerl leitete, aus, wie die Alte endlich ruhig neben ihm g'sess'n ist. Der Zwicker ist ihm gar von der Nas'n g'fall'n, so hat er sich g'wundert.

Das Weibele schaut drauf den Bursch'n an, schüttelt den alten grauen Kopf, schaut ihn wieder an, schüttelt wieder den Kopf und sinnt und sinniert, daß der Bursch hellauf

lach'n muaß. „Sixt es, lach'n muaßt nit, Bua, so, wie du lachst, lacht nur oaner und dös ist 'n Bracherbauern seiner, der in der G'studi ist."

„Na, Weibele, da sieht ma' halt, was d' Liab' all's kann. Woaßt's no', wia mi' die Bua'm damals mit zehn Jahr'n zu dir aufs Fensterln g'schickt hab'n?"

„Freili' woaß ih's, du Unfurm du."

„Na, G'fahr hat's do' nit g'habt, Weibele, gelt nit?"

„Für di' nit, aber für die unfrommen Löter, dö di' ang'lernt hab'n."

„Dös ist g'scheit, Weibele. Wie geht's ihnen izt denselbigen Lötern? Was macht's denn überhaupt izt z' Aschau alles?"

„Mei, Bua, nit frag'n, grad nit frag'n, Bua. 's geht schlecht, recht schlecht," antwortet das Weibele, und ihr vorher noch so vergnügt's G'sicht wird ganz trüabselig ernsthaft.

„Du derschreckst ein'm mit dein' Gered'. Ist denn der Kirchturm umg'fall'n?"

„Wenn's grad dös wär', Bua, dann wär's wohl was Leicht's."

„Ja, red nacher, du machst oan'm ja die Pfeif' ausgehn vo' lauter Armenseelenelend."

„Geh, da davon red't ma' gar nit, Bua."

Auf das ist der Bua still, und so fahr'n sie a paar hundert Schritt weiter, jedes mit andere Gedanken und Aengsten. Lang halt's das Weibele ja do' nit aus, das Stillsein, dös hat der Bua schon g'wußt. Und richtig — da fangt's auf einmal wieder z' red'n an.

„Marandjoseph, Bracherbua, d' Wirtsalm ist heilig verhext."

„Dös ist g'recht, Weibele," sagt der Bua drauf ganz trocken.

Da fahrt die Alte aber auf: „Was sagst, dös ist g'recht?"

„Geh, thua nit so; mit deine weiß'n Haar' und deine Falt'n im G'sicht sollst do' a biss'l g'scheiter sein! Schamen muaß ma' si' mit dir, Alte. Wer wird denn glei' an Hex'n glaub'n? 's giebt ja gar koane Hex'n."

„Was koane geb'n soll's? Freili' giebt's Hex'n. Mir ist selm, wia mei' Alter g'storb'n ist, a Elf'n erschienen, und wenn's guate Geister giebt, nacher giebt's aa böse. Dös wirst mir do' nit ableugnen woll'n."

Die Alte kam in Eifer und redete sich förmlich in Zorn hinein.

Der Bracherbua war klug genug, einzusehen, daß man der Alten ihre Hex'n einmal lassen müßt'. Er wollte mehr erfahren und drum meinte er jetzt: „Sag amal, hockt die Hex' auf der Alm oder auf der Sennerin?"

„A Bluatalm ist's."

„Geh, red g'scheit, Weibele, d' Hex' ist do' köa' Bluatalm. Wo's hockt will i wiss'n."

„Auf der Alm nit, die Alm ist oane vo' die schönst'n im Landl. Da hat no' nia nix g'fehlt. Aber seit d' neue Sennerin ob'n ist, seither geb'n die Küah — alle Küah, hörst — Bluat statt's Milch."

„Ja, was sagt izt der Pfarrer derzu?" fragt der Bracherbua neugierig.

„Der Pfarrer," meint 's Weibele, „mei, der hat z'erst gar a biss'l g'lacht. Wia's im Dörfl immer mehr umgang'n ist, da hat er vor drei Woch'n predigt, daß es gar koane Hex'n geb'n thät. So a Glaub'n sei eppas Sündhaft's. — Nach der Kirch'n, wia der Pfarrer aus der Sakristei kimmt, mei' Liaber, da hab' wir 'n aber g'stellt. No' auf 'm Gottesacker geht die Lackner Zenzl, du woast scho', die Vorsteherin vom Jungfrauenbund, zu ihm hin: „Was hast g'sagt, Pfarrer, koane Hex'n that's geb'n?" schreit's ihn an. — „Ja hast denn du scho' amol a Hex'n g'sehn, Zenzi?" fragt der Pfarrer drauf. — „Ach, so moanst?" schreit die Zenzl

auf. „Ja, hast denn du scho' amal d' Muattergottes oder d' Eng'ln g'sehn?" — „Nein!" — „Ja z'weg'n was glaubst dann nachher dran?!" Da ist der Pfarrer still g'wes'n."

Um die Lippen des Bracherbua zuckte es, man wußt' nicht, wollt' er lachen, weinen oder sich ärgern. Vielleicht das alles miteinander.

„Du wirst es scho' sehn, Bracherbua, der Pfarrer ist am längst'n da g'wes'n. Anzoagt hab'n wir 'n beim Salzburger Bischof."

„So."

„Freili'. Hast 'leicht was dagegen? Du bist do' aa a Studierter, was moanst denn du dazua?"

„Weibele, dös will ih dir sag'n. Wie die Sündflut längst vorbei ist g'wes'n, sein die Menschen wieder auf die Wanderschaft gangen und hab'n sich jeder a Platzl g'sucht zum Leb'n. A paar sein aa nach Tirol kommen. Da hat's ihnen g'fall'n, die Berg', der blaue Himmel, die Geier und der Almrausch. Drum sein's da 'blieb'n. Aber wenn's leb'n hab'n woll'n, da haben's die Stoan' und die Bäum' ausrott'n müass'n, hab'n Berg auf und Berg ab trag'n müass'n und die Lawinen und der Wildbach hab'n ihnen oan übers and're Jahr all ihr'n Fleiß wieder zernicht't. So haben's immer mehr schaff'n müassen, und haben's wo amal ausgrast't mitt'n im Wald, wo alles so still ist, dann haben's träumt von Glück und Schönheit. — Das ist no' heut so in Tirol. Und vor lauter hart Arbeit'n mit Füaß' und mit die Händ', da hab'n sie völlig drauf vergess'n, daß ihnen der Herrgott nit nur d' Händ' und d' Füaß', sondern aa 'n Kopf dazua gebe hat, daß sie 'n brauch'n, fleißig brauch'n. Sie hab'n 's Denken verlernt, wie der Geier 's Flieg'n verlernt, bald er lang eing'sperrt ist. So ist aus ihren Träumereien ganz fein stad a Unsinn heraus-g'wachs'n, der schön und elend z'gleich ist."

's Weibele hat dem jung'n Bursch'n zuag'horcht und hat aufg'schaut und hat g'sinnt und trachtet. Endli' sagt's: „Ganz begreif' ih di' nit, Bracherbua."

„Dös glaub' ih," sagt derselbige. „Aber daß du's nur woaßt, 'n Pfarrer laßt mir aus 'm Spiel. Wer dem eppas thuat, den hau' ih am Kirchplatzl um d' Erd', daß ihm d' Huatfedern in Bod'n einiwaxt, und absing'n thua ih 'n, wenn er no' mal auf 'n Tanzbod'n geht, daß 'n koa Hendl mehr freſſ'n mag, dös kannst den Bua'men sag'n, und kennen thuan's mi', gelt?"

„Was du aber schiach thuast, Bua!"

„Geh 'runter, Weibele, da ist die Brennhütt'n," sagt der Bua, druckt der Alten die Hand zum Abschied und fahrt mißmutig dem nahen Dörfel zu.

Einige Minuten später hält das Fuhrwerk vor 'n Aschauer Widdum*). Der Bracherbua thuat an höllisch'n Schnalzer, da geht die Thür schon auf, und im grün ang'strichnen Rahmen erscheint ein lebhafter Mann, etwa gegen Mitte der Dreißiger, seine kräftige Stirn mit den funkelnden Augen drunter hebt sich gut von dem hellen Lockenkopf ab. Die schwarze Soutane giebt dem Mann etwas Elegantes, etwas Vornehmes, wie man's am wenigsten bei einem Dorfpfarrer zu finden hofft.

„Grüaß Gott, und tausendmal grüaß Gott, Hans! Weil d' nur endlich da bist!" hört man den Pfarrer laut rufen, und dann drückten und umarmten sich die zwei Freunde wie Brüder, die sich lang nit mehr gesehen haben. Der Bracherbua, er war wohl um fünf oder sechs Jahr jünger wie der Pfarrer, folgte dem Freund durch das Haus, hinaus in die Gartenlaube.

„Grüaß di' Gott, Pfarrerle," sagte er, als sie beide endlich saßen, und drückte seinem Gegenüber nochmals, als

*) Pfarrhof.

ob's nie genug werden könnt', die Hand. „Aber hör, dös sein schöne G'schicht'n, die ma' da von euch derfragt!"

„Weißt es schon, Hans? Wenn's nit gar so ernst wär', konnt' man sich fast totlach'n. Nit?"



„Totlachen nit, aber vielleicht totmach'n, Pfarrerle," korrigierte der Bracherbua. „Aber jetzt erzähl, und zwar ausführlich!"

Der Pfarrer schenkte ein — in einem Tiroler Widdum

ist immer was zum Einschenken da, voraus draußen in der Gartenlaub'n — und begann dann: „Seit der Almfahrt sind keine vier Tag' vergangen, da kommt der Wirtsbua zu mir und erzählt mir, daß auf der Alm alle Kühe Blut statt Milch geben. Ich rat' ihm, eine Woche zu warten, und wenn's dann nicht besser wird, einen Viehdoktor z' fragen."

„Das war ung'schickt, einen Viehdoktor giebt's doch da nit. 's sind alles Bauern."

„Hast vollständig recht. Also der Wirt wartet so acht bis zehn Tag', besser wird's nit, da laßt er den Lamplbauern aus Kirchberg kommen, der soll ja so g'scheit beim Vieh sein. Der Lamplbauer schaut sich die Sach' an und sagt dann, eine laufende Krankheit sei das nit. Er wüßt's nit anders, entweder sei er verhext oder die Küh'. Der Wirt lacht ihn aus, da wird aber der Lamplbauer grob und sagt, daß ihm schon recht g'scheh', warum mach' er all den neumodischen Plunder mit, der verdirbt 's Vieh. Entweder wird's krank oder so schwach, daß es bei jed'n bisserl Red'n schon seine Krankheit weg hat.

So gehn die beiden auseinander.

Nach weitern acht Tagen kommt auf einmal der Wirt selber zu mir. Er thät' recht schön bitten, wenn ich ihm seine Alm einsegnen thät', damit die Hex' davongeht. Ich red' dem Mann zu, daß es doch keine Hex'n gäb', daß man die Ursach' wohl als eine ganz natürliche auffinden würde. Er schüttelt den Kopf und bleibt steif und fest dabei, seine Alm sei verhext. Ich sag' ihm, wenn er so was glaubte, dann könn' ich ihm die Alm nit einsegnen, denn der Hexenglaube sei ebenso dumm wie sündhaft, und wenn der Mensch z' dumm und z' faul ist, einer unbegreiflichen Sache nachzuspüren, dann legt er sich g'wöhnlich ins Bett und sagt: die Hex' hat d' Schuld. — Darauf ist der Wirt 'gangen, aber die Red', d' Wirtsalm sei verhext, ist immer lauter 'gangen. Wie also das ganze Dorf von nix anders mehr

g'redet hat, wie von der Hex', hab' ich in der Predigt den Leuten ernstlich vorg'halten, daß es keine Hex'n giebt. Da ist dann der Sturm losgebrochen. Sogar beim fürsterzbischöflichen Ordinariat haben sie mich verklagt. Das Ordinariat hat einen Bericht verlangt, und ich schreib', daß ich selbstverständlich gern bereit bin, jede Alm einzusegnen, daß ich das aber nit thun darf, wenn sich die Leut' gar nit ausreden lassen, daß dadurch Hexen gebannt werden sollen. Als Priester hab' ich die Pflicht, die Leut' vor Dummheiten zu bewahren, daher meine Weigerung. Und die war doppelt notwendig, weil die alten Weiber die Sache damit in Zusammenhang bringen, daß die Wirtsalm die erste Prämie bei der Alpprämiierung bekommen hat, und daß das jetzt Gottes Straf' für die sündhafte Neuerungssucht des Wirtes sei. Einem solchen Gerede muß entgegengetreten werden von allen Leuten, die es ehrlich mit 'n Bauern meinen, denn die Herren in Innsbruck haben's mit den Wirtschaftsverbesserungen ohnehin nit z' leicht. — Na, das ließ sich noch alles ertragen. Aber da kommt die Sennerin zu Thal, trifft die Wirtin allein zu Haus, und wie die fragt, ob's noch nit besser sei auf der Alm, und d' Sennerin nur traurig den Kopf schüttelt, da wird die Wirtin fuchswild, heißt die Sennerin eine Hex', jagt sie auf der Stell' davon und erzählt das im Dorf. Im ganzen Dörfl hat die Dirn' niemand mehr behalten mögen, und da hab' halt ich sie aufgenommen. Und jetzt — lach nit — jetzt sagen die Dörfler, ich wär' gar selber behext worden."

Der Pfarrer machte bei den letzten Worten ein so tragikomisches Gesicht, daß sein Gegenüber hellauf lachte.

„Tröst di', Pfarrerle, seit's Touristen giebt, haltet kein Bauer mehr eine schöne Sennerin. Merk dir das, wenn du ein Buch schreiben solltest über die ästhetischen Wirkungen der Bergkraxlerei. Für jede schöne Sennerin auf den Almen in ganz Tirol will ich dir einen Gulden geben, und du

kannst dir für das Geld nit einmal a Kistl Trabuko kaufen."

„Leider, Hans, ist aber das Diendl bildsauber. Du kennst sie ja, die Veverl vom Bachwinkelbauern zu Hopfgart'n."

„Die Veverl? Donner ja, die ist freilich schön! — Pfarrerle, du bist ein Pechvogel durch und durch!"

„Das hab' ich mir auch schon gedacht. Gottlob, hat mich die Antwort nit schlecht g'freut vom Ordinariat. Dasselbige steht vollständig auf meinem Standpunkt. Zwischen den Zeilen hab' ich freilich deutlich herauslesen können, daß sie in Salzburg jetzt erwarten, daß ich alles thu', um die Sach' zu ein'm gut'n End' z' führ'n. Fest vorg'nommen hab' ich mir nun, alles zu thun, damit die Sach' an den Tag kommt. Du kannst dir denken, daß ich auch nicht faul war in der Zwischenzeit. An alle mir bekannten landwirtschaftlichen Zeitungen habe ich um Mittel wegen des Blutigmelkens geschrieben. Da hab' ich aber was Schönes ang'fangen, o mein Gott, mein Kopf! Das hab' ich alles nit brauchen können. Dann hab' ich um die Adressen der bedeutendsten Gelehrten auf dem Gebiet der Milchwirtschaft geschrieben. Allen habe ich den Fall haarklein auseinandergesetzt, aber mehr konnten sie mir auch nicht sagen, wie, daß es sich um keine Seuche handeln könnte. Da entschloß ich mich, selbst nach Innsbruck zu fahren. Die Herren dort wiesen mich nach Feldkirch zu Doktor Engling. Der Mann machte mir vor allem klar, mit welcher Art von Erscheinung ich es überhaupt zu thun hätte. Und dann schrieb ich dir."

„Das weitere weiß ich. Wie ich die Sach' jetzt sehe, müssen wir den Beweis für die natürliche Ursache jener Erscheinung finden, nur so kannst du vor den Leuten bestehen. Und dazu will ich dir helfen. Sei nur stad. Es ist vielleicht nicht gerade leicht, aber verzagt brauchst des-



halb nicht werden. Ich geh' jetzt einmal hinüber zum Wirt. Bitte, laß meine Sachen auspacken und besorg mir eine Milchprobe, die Alm ist ja kaum eine halbe Stunde entfernt."

Damit trennten sich die beiden Freunde.

Beim Wirt machte der Bracher Hans ein Donnerwetter; als er schließlich der Wirtin sagte, er wolle über den Hexenglauben ihres Mannes an die landwirtschaftliche Zeitung berichten, da wurd' es ihr doch zu heiß, denn blamieren lassen wollte sie ihren Mann nicht. Sie habe ja nur geglaubt — meinte sie.

„Den Glaub'n braucht man in der Kirch'n, aber nit in der Wirtschaft," rief der Bracherbua noch zwischen Thür und Angel, und dann war er wieder fort.

Im Widdumsgarten traf er 's Veverl, die Hex'. Wie sah das Diendl aus! Er war tief erschüttert. Er hatte sie gekannt in ihrer vollen Schönheit und jetzt — abgehärmt, traurig und gallig gegen alles, was Mensch heißt! Ihr entging der Eindruck nicht, den sie auf den jungen Mann machte. Da sank das Veverl mit einemmal von der Bank auf die Erde, ergriff seine Hand und bat mit jenem zermalmenden Ton, wie ihn nur ein Mädchenherz in höchster Seelennot zu finden weiß: „Hans, hilf mir. Du allein kannst's. Schau, ih bin die Hex', koa Mensch laßt mi' mehr in sein Haus. Zwoa Nächt' hab' ih drunt' im Burger sein'n Heustadl hoamlich g'schlaf'n bis mi' der Pfarrer aufg'nommen hat. Mei' Bua will nix mehr von mir wiss'n, und meine G'spanng'sellinnen*) aa nit! Di' hat ja no' niem'd so recht von ganz'm Herz'n veracht't, du woaßt nit, wia so was thuat. Ich moan' manchmal grad, ih sollt' ins Wasser spring'n. Ih bitt' di', hilf mir, mei' ganzes Leben kannst nehmen!"

Jetzt verschloß ihr endlich ein Thränenstrom den Mund.

*) Kameradinnen.

Dem viel gereisten, für seine Jahre viel erfahrenen Bracherbua'm traten fast schon selber Thränen in die Augen. Deshalb wurde er ungeduldig und grob.

„Schau, daß d' weiter kommst, Teuxlsdiendl, verruckt's!" schrie er sie zornig an und riß seine Hand aus der ihrigen.

Die Veverl aber sprang auf. Alle ihre Thränen waren plötzlich versiegt, und sie rannte schnurstracks in die Küche. „Gott sei Lob und Dank, der Hans hilft mir!"

„So," sagte die Köchin, „hat er dir's versprochen?"

„Ah na."

„Ja, wia woaßt du's nachher?"

„G'schimpft hat er und g'flucht!"

Als die Köchin das später dem Pfarrer erzählte, da lachte er und sagte: „Na, Veverl, das bedeutet bei dem mehr wie Brief und Siegel. Ich kenn' ihn. Nur den Mut nicht verlieren, Veverl, hörst!"

Zum Abendessen suchte man den Gast überall. Endlich fand man ihn in seinem Zimmer über das Mikroskop gebeugt, eifrig zeichnend und messend.

„Was thust denn da?" fragt der Pfarrer verblüfft, denn Hans hatte noch kein Zeichen gegeben, daß er einen zweiten im Zimmer vermute.

Er fuhr jetzt auf: „Die Hex' such' ich!"

„Sucht man die mit 'm Mikroskop?"

„Schau, Pfarrerle, das kommt ganz drauf an; der eine nimmt a Betbüchl, der andere a Schlafhaub'n und der dritt' nimmt halt 's Mikroskop."

Bei Tisch war der Hans müde, er sprach fast gar nicht. Nur beim letzten Gang da meinte er: „Guck, Pfarrerle, oft hab' ih mir denkt, wie schön hätt'st du's jetzt, wenn d' a Bauernbub blieb'n wärst. Denn glaub mir, vom Tiroler Bergbauernbub'n — von dreizehn Kindern das jüngste — bis zum Wissenschaftler ist es ein ordentliches

Stück Weg. Aber heut, siehst, heut hab' ih 's erste Mal a Riesenfreud', daß ih das bin, was ih bin."

„Ich kann dir's nachfühlen, Hans."

„Ja, richtig, geh morgen selber zum Fritzbauern und bitt' ihn, daß er mir sein'n ältesten Bub'n auf ein bis zwei Wochen leiht."

„Warum denn grad den, es giebt do' andere no' g'nug?"

„Pfarrerle, du muaßt nit so neugierig sein. Schlaf g'sund und gute Nacht!"

Damit war er auch schon fort. Der Pfarrer aber dachte noch lange immer wieder dasselbe: „Was will er denn gerade mit dem Fritzbauern Jörg?"

2.

Am anderen Morgen sitzen die beiden Herren beim Kaffee, da kommt der Wirt. „Willst wirkli' auf d' Alm, Hans?" ist sein erstes Wort.

„Bei dem, was ih sag', ist's allweil blieb'n. Denk', 's wird dösmal nit anders werd'n, Wirt. Ich verlang' natürlich, daß deine Almleut' mir folg'n müassen."

„Ja mei, Hans, ih thät dir ja grausig viel Vergeltsgott sag'n, wenn du's außerbrachst, wer —"

„Geh, sei stad, so an groß'n Schnauzbart und so an kloan Verstand, wia d' hast."

„Du hast leicht red'n, Hans, z'weg'n den Verstand. Wenn ein'm alles g'fehlt geht, geht der beste drauf. Vor sechs Jahr'n kauf' ih zweitausend Eibenpflanzln und setz' sie auf meiner Alm aus. Herg'stand'n sein's dir scho', sag' ih dir — da kimmt im Fruhjahr a Lahn*) und reißt all's wurzweg aus. Nachher kommt jetzt wieder dös schreckliche Unglück mit der Hex'."

„Mit was?" schreit der Hans auf.

*) Lawine.

Da fahrt der Wirt ganz still und langsam fort: „Na, mit der Krankheit halt."

„Du sagst also selber, daß es a Krankheit ist, gelt, Wirt? Ih will versuch'n, die Krankheit zu heil'n. Aber umsonst ist 's Sterb'n. Bring' ih's so weit, daß die Krankheit aufhört, dann zahlst du dem Pfarrer hundert Gulden auf 'n Tisch, fürs Veverl. Verstand'n?"

„Ja, z'tausend gern will ih dös," sagt der Wirt, und dann geht er.

Kaum ist der fort, so kommt 's Veverl mit an blutrot'n Gesicht: „Der Fritzbauern Jörg ist da."

„Soll nur kommen!"

„Also, Pfarrerle, izt geht 's Komödispiel'n an," sagt der Bracherbua noch leise, „du bist Statist und ih gar no' was Besseres, hörst?"

Der Pfarrer hörte zwar, allein begreifen that er nicht. Da schob sich in die Thür eine richtige, kernige Tirolerfigur, das reine Defregger-Bildl. Es war der Jörg.

„Guat'n Morgen, Jörg. Sollst die acht Tag mei' Knecht sein. Willst?"

„Aa so viel. Ob ih will, freili wohl, gern aa no'."

„Dann setz di' derweil nieder, bis wir g'ess'n hab'n."

Der Jörg setzte sich neben die Thür und wartete. Er bemerkte es nicht, daß er gerade dem Spiegel gegenüber saß, und der Bracher Hans, der ihm den Rücken kehrte, ihn im Spiegel beobachten konnte. Die beiden am Tisch aßen ruhig fort.

Da hub auf einmal der Hans an: „Ja, Pfarrerle, das muß ih schon sag'n, ih an deiner Stell' hätt' d' Veverl längst aus 'm Haus g'jagt."

„Ja, warum denn?" fragt der Pfarrer erstaunt.

„Mei' Gott, koa Mensch mag's, nit amal mehr ihr Bua. Mir kommt's vor, als ob die ganze Hexeng'schicht' nur der Namen für den Wunsch wär'; d' Veverl wird wohl

recht a unfleißig's, dumm's, dreckig's Dienstbot g'west sein, und d' Leut' woll'n sie los sein. Nit?"

„Da tappst ins Heu, Hans," unterbrach auf einmal der Jörg die Red'. „Der Hirschbauer sagt no' heutig'ntags, so a Diendl wia 's Beverl hat er seiner Lebtag nia g'habt und werd' wohl aa koane mehr kriag'n."

„Sooo? — Na dann — eppas ist da sicher derhinter — hat's vielleicht gar amol g'stohl'n?"

„Na, Hans," sagt der Jörg wieder und springt auf mit rotem Kopf. „Dös ist nit wahr. Für 'n Beverl ihre Ehrlichkeit legt 's ganze Dorf d' Hand ins Feuer."

„Nach deiner Red' ist 's Beverl ja a halber Engel. Aber izt woaß ih's scho'. Mei' guat's Beverl wird halt alle Woch'n an frisch'n Bua'm vor 'n Fenster g'habt hab'n, nit?"

„Da tappst wieder daneben, Hans," sagt der Jörg. „D' Beverl hat no' koan andern Bua'm g'habt wie oan, dös woaß ih g'wiß."

„Was du nit all's sagst, Jörg! Ja, was habt's denn dann gegen das Diendl? Brav ist's, g'schickt und fleißig, ehrlich ist's und treu und schön!"

„Ja, weil's a Hex' ist, verstehst?" sagt der Jörg trotzig.

„Dös ist guat. Jörg, hast du scho' amol eppas von oaner braven Hex' g'hört? Ja, und daß ih nit lach', izt ist 's Beverl bald drei Wochen fort von der Alm, und d' Hexerei hat no' nit aufg'hört."

„Dös wundert uns nit," meint der Jörg wieder, „'s Beverl ist ja in Unfried' von der Alm, und da hat sie sie halt verwünscht."

„Das laßt si' wenigstens hören," sagt der Bracher Hans, „aber schau, Jörg, ih moan' grad, da hätt' 's Beverl no mehr Gründ', ihr'n Bua'm z' verwünsch'n, wie d' Alm."

Der Jörg sagt nix, und der Hans wart't a Zeitl' und fahrt dann fort: „Ueberhaupt der Bua, der ist 's Verwünsch'n gar nit wert. So an Aff, so a fader! Nit amal

so viel Schneid hat der Tropf g'habt, daß er sein Diendl vor d' Leut' in Schutz g'nommen hätt'. — Na, Jörg, unserm Diendl sollt'n amal d' Leut' nachsag'n, daß's a Hex' is! Nachher kunnt's sei', daß so a Häuter auf d' Erd' fliaget und nimmer aufstehn kunnt'. Mir soll oaner mein' Diendl so eppas nachsag'n! Mei' Liaber, do thät's oanfach hoaß'n: er oder ih! Aber so a Tropf hat ja koa Schneid nit. Ja, beim Fensterl stehn, dös mag er, aber sunsten —! Und dös sag' ih dir, Jörg, daß d' mir mit den Aff'n koa Wörtl red'st, solang ih dabei bin. Mit solche Brennsupp'nbua'm geb' ih mi' nit ab, daß d' es woaßt!"

Der Jörg druckt und druckt, wird rot und käsweiß und stottert und zittert schier vor stiller Wuat. Endli' sagt er halb trotzig, halb wütig: „Wär's nit besser, Hans, du nahmst dir an andern Knecht?"

„Z'weg'n was, Jörg? Ih mag koan andern wia an schneidig'n Bua'm, und di' kenn' ih. Wenn oaner Schneid hat daherin, so bist du derselbig'."

„Ah, so moanst!"

Die beiden Herren hatten ausgetrunken, und nun wurde aufgebroch'n. Unter der Hausthür stand die Köchin und 's Beverl. Man drückte sich zum Abschied die Hände und besprach noch, daß täglich ein Melkerbua mit Nachrichten zu Thal geschickt werden sollte*).

„Viel Glück!"

„Viel Glück!" und die beiden jungen Burschen gingen die Dorfgasse entlang. Der Pfarrer und 's Beverl sahen ihnen nach, bis sie hinterm Eck beim Hirschbauernstall verschwanden.

Da sah 's Beverl zum Pfarrer auf und meinte mit einem schweren Seufzer: „Mei' letzt's Hoff'n, Herr Pfarrer!"

Zwei Thränen rannen ihr über die Wangen, dem Pfarrer

---

*) Siehe das Titelbild.

aber stieg ein bitteres Gefühl in der Brust auf, ein Gefühl über die Menschendummheit. „Laß guat sein, Veverl, der hilft uns beiden," sagte er aber tröstend, „du gehst ihm ja gar arg durch 'n Kopf. Hätt'st es nur hören soll'n, was er 'n Jörg alles g'sagt hat über dein'n Bua'm, der koa Schneid und koa Seel' hätt'. G'schimpft hat er, aber recht hat er g habt."

„G'schimpft hat er 'n Jörg?"

„Was da wohl der Jörg dafür könnt', du dumm's Diendl!" meint der Pfarrer lachend und ging ins Haus.

Auf dem Weg zur Alm war der Bracherbua recht einsilbig. Der Jörg blieb immer ein paar Schritt hinter ihm zurück, und dabei kam's, daß die beiden bis zur Sennhütt'n keine zwanzig Wort' verloren haben. Erst in der Sennhütt'n wurde der Hans gesprächiger. Er brachte die Leute zum Lachen, aß, trank, neckte den Jörg und schimpfte den Käser aus. Dann, nachdem er satt war, legte er sich schlafen.

Die Almleut' schüttelten die Köpfe und meinten, im Schlaf würd' er die Hex' nit fangen. Endlich gingen sie an ihre Arbeit.

Als der Faulpelz aufwachte, war die Hütte leer. Er sprang aus seiner Heuliegerstatt und war im nächsten Augenblick verschwunden. Die Alm kannte er, er war oft in der Sennhütt'n gewesen und mit dem Wirt als Student das ganze Gelände oft und oft abgegangen. Einen bestimmten Plan, wie er seine jetzige Aufgabe lösen könnte, hatte er freilich noch nicht. Aber so viel nahm er sich vor allem anderen vor, die Sache mit der Lawine und den jungen Eibenstämmen näher zu prüfen.

Er ging also nach der Richtung, wo die Lawine liegen mußte. Das war ein seichter Thaleinschnitt, wo sonst ruhig ein silberklares Bacherl in die Tiefe rann. Er erinnerte sich, daß dieser Einschnitt ganz in der Nähe der Hütte eine von Felstrümmern umrahmte Mulde bildet, die als Tränk-

platz für das Vieh nicht schöner und passender zu finden war. Dort angekommen, sah er, daß die kleine Mulde mit Wasser ganz ausgefüllt war. Der Grund war aber weder felsig noch erdig, sondern ganz eigentümlich dunkelbraun. Er untersuchte das näher und fand, daß der Muldenboden mit harten, spitzen Eibennadeln vollständig übersät war. Oberhalb dieser Mulde lag die halb abgeschmolzene Lawinenzunge, schmutzig, wie jede Lawinenzunge. Auffällig waren nur die vielen Eibennadeln, die gleichsam einen kleinen Wall vor der Lawine bildeten.

Dann ging er der Lawine entlang bergauf. Die ungeheure Schneemasse mit ihrer schmutzigen, steinharten Oberfläche ließ erkennen, daß die Sonne ihr schon ordentlich zugesetzt hatte. Aber wo in diesen Höhenlagen vermag die Sonne eines Sommers solche steinhart zusammengepreßten Schneemassen völlig zu schmelzen? Das kleine Wässerlein, das unter der Lawine durchfloß, hatte sich seinen kleinen Tunnel selbst gefressen; da, wo es auf die Lawine stieß, war es klar und rein. Die Lawine scheint also die jungen Eibenpflanzen, die ja noch keinen Widerstand leisten konnten, nur vor sich her geschoben zu haben. Die Bäumchen sind gefroren und haben ihre Nadeln verloren.

Der Bracher Hans wollte eben weitergehen, da hörte er die großen Almglocken. Die Kühe kamen zum Melken vor die Hütte, wie sie es täglich thun, und um vieles pünktlicher wie die Aschauer Kirchenuhr, die manchmal eigensinnig war und stehen blieb oder gar aus einer Stunde fünf Viertel machte.

Beim Melken war er heute notwendiger, dachte er, und so ging er der Hütte zu. Das Melken dauerte heute aber viel länger, denn der Hans ließ sich von jeder Kuh die Milch zeigen, füllte sie in kleine Glasröhrchen, machte sich Notizen und durch seine vielen Fragen die Melker ganz müde.

Es ergab sich unzweifelhaft, daß die Kühe zwar nicht

Blut statt Milch gaben, aber daß ihre Milch mit Blutstropfen vermischt war, was ihr ein ganz unheimliches Aussehen gab. Der Hans wurde immer vergnügter, je länger das Melken dauerte, und schließlich, wie grad der Senn mit dem trüabseligsten Gesicht von der Welt vor ihm steht mit der Milch von der letzten Kuh, da thut der Hans einen lauten Juchzer*).

Der Bub aber, der dem Pfarrer die Milchprobe bringen sollte, bekam folgendes Brieferl mit:

„Liab's Pfarrerle!

Die Sache, wie ich sie bis jetzt gefunden habe, scheint mir folgende zu sein. Die Kühe geben blutige Milch, und zwar alle ohne Ausnahme. Seuchenartig ist die Erscheinung aber nicht. Die Tiere sind zwar sehr heruntergekommen, aber sie sind so gesund wie nur möglich. Da alle Kühe unter diesem Milchfehler leiden, muß eine Ursache vorliegen, die auf alle gleichmäßig einwirkt. Das Futter kann es nicht sein, denn sonst wäre der Fehler, da hier die meisten Futterpflanzen perennierend sind, auch voriges Jahr beobachtet worden. Ich werde also die Ursache in etwas, was allen Tieren zugänglich ist und was voriges Jahr noch nicht auf der Alm war, in erster Linie zu suchen haben. Solche Ursachen kann es aber nicht viele geben. Also sei nit verzagt und grüß mir 's Veverl.

Dein

alter Freund und derzeit beeidigter Hexensucher."

3.

Unser Hexensucher wurde am nächsten Morgen recht unsanft geweckt durch das Geschrei des Melkerbuben.

„Ja, was giebt's denn scho' wieder? Mit amal schlaf'n laßt oan so a Tropf!" Mit diesen Worten fuhr Hans auf,

---

*) Juhschrei.

„Ih bitt' di' um Gott's will'n, kimm, Hans, d' schönst' Kuah hat si' heut nacht zerfall'n!" bettelt der Melkerbua in allen Aengsten.

Der Hans springt aus 'm Heu und rnaft: „Hurra! Na, so a liab's Viecherl, grad heut muaß sie si' zerfall'n, an größern G'fall'n könnt's mir gar nit thun."

„Bist verruckt! ... Scheint's, du freust di' no' über dös Unglück," moant der Bua mit offenem Maul.

„Und wia!" sagt der Hans, wirft sein'n Mikroskopkasten und sein Sezierbesteck in 'n Ruckſack und lauft, als ob's wo brennt.

„Ja," sagt der Bua, „die Vorderfüaß' und a paar Ripp'n sein hin. Der Nazl hat's scho' abg'stoch'n."

„Guat ist's, schön ist's, Bua!"

Am Unglücksplatz angekommen, ruft der Hans: „Geht's an die Arbeit, Leut', was bei der Kuah z' thun ist, dös machen der Jörg und ih alloan."

Den Leuten war das lieb. Wie sie alle verschwunden waren, da meint der Hans nachdenklich: „'s wird do' besser sein, wenn der Wirt dös Unglück glei' derfahrt, Jörg. Geh, lauf du ins Dorf und sag ihm's. Bei der Hütt'n brauchst nimmer zua z' kehr'n."

Der Jörg sagt nix weiter und geht.

Den ganzen Vormittag war der Hans allein bei der gestürzten Kuh. Als er endlich mit seinen Untersuchungen zu Ende war, nahm er eine ganze Menge Eibennadeln mit zur Hütte, die er in den Weichteilen des Tieres gefunden hatte. „Schau, schau," sagte er zu sich selbst, „mindestens drei Tage braucht so eine Nadel, bis sie der Magensaft aufweicht. Nun kommt's nur noch aufs Experiment an."

Dann ging er zur Hütte und spielte mit 'n Nazl Karten. —

Z' Mittag kommt der Jörg wieder.

„Du, Jörg," sagt der Hans, „sobald g'ess'n hast, gehst

abi zur Tränk' und machst au Zaun drum, aber an stark'n, daß koa Kuah mehr zum Wasser kimmt. Verstehst mi'?"

„Z'weg'n was denn dös?" fragt oaner vo' die Knecht'.

„'s kunnt ihnen 's Wasser nit pass'n, den Küah'n," antwortet der Hans.

„Ja, wia kimmst mir denn izt für?" moant der Nazl, „wo die Almküah' überall Schneewasser kriag'n."

„Schau, Nazl," sagt drauf der Hans ganz freundlich, aber schrecklich ernsthaft, „dös verstehst du nit. „Schnee kummt g'rad'nwegs vom Himmel, alsdann ist 's Schneewasser 's unschuldigste Wasser, dös du dir denk'n kannst. Dös aber woaßt du do' selber, daß die Hex'n grad mit die unschuldig'n Sachen, wia mit 'n unschuldig'n Kinderbluat, 's ärgste Unfurm mach'n, gelt?"

Der Nazl hat aufg'merkt, und auf oamal geht's wia Sunn'glanz über sein G'sicht. „Do hätt' ih izt nit drauf denkt! Aber recht hast, ganz recht." Nach einer Weil' fahrt er fort und streckt Hans die Hand hin: „Na, bist du a G'scheiter. Koan G'scheiter'n find't ma' nit wie di', Hans. Grad a Vertrau'n könnt' ma' zu dir kriag'n, a ganz a grausig's. Schad', daß d' koa Doktor bist, fixt, vo' di' ließ ih mi' g'schwind kurier'n."

Der Hans druckt dem Nazl seine Hand und moant: „Schau, Bua, dös ist gar koa Wunder nit, daß unseroans a biss'l g'scheiter ist. Woaßt, unsere Professer, die sein gar so g'scheit. Ih sag' dir's, all's wiss'n die Leut'."

„Ja, g'scheit müass'n dö Leut' sein," sagt der Nazl voll Bewunderung. „Aber paß auf, izt hab'n wir die Hex'n. Ganz g'wiß."

„'s kann sein und nit aa. Aber oans mußt mir versprech'n. Im Thal darf's niem'nd fruaher derfrag'n, daß die Milch besser wird. Dös konnt' g'fehlt sein."

„Versteh' di' scho', du Schlaumichl, du. Dös läßt si' leicht mach'n. Ich stupf' mi' halt in' n Finger, wenn ih dem

Pfarrer sei' Prob'n ins Flaschl schütt'," rief der Nazl ganz begeistert.

„Und du," sagt der Bracherbua zum Kloanknecht, „du springst ins Dorf und bringst a fünf, sex Pfund Glaubersalz. Hast g'hört?"

Dann nahm der Hans die Flint'n vom Nagel und ging Murmeltier' jag'n.

Mit 'n Murmelschiaß'n und mit 'n Heirat'n ist's aber fast oan Ding. Da wart' ma' und paßt stund'nlang und moant, izt macht ma' ganz g'wiß an Treffer. Und z'letzt ist ma' froh, wenn ma' so a kloan's, verzagt's Geierle aus 'm Himmel aberknallt.

So ist's aa dem Bracherbua'm dösmal gang'n. Nix hat er kriagt wie a armselig's Hühnergeierle, dös gern no' länger g'lebt hätt'. Und braucht hat er dazua 'n ganz'n Tag.

Der Weg zur Hütt'n führt ihn wieder am Tränkplatz vorbei. „Ja mei, Leut'," ruft er da, „seid's narrisch 'wor'n? An Zaun hab' ih g'sagt, sollt's mach'n, und da baut's a ganze Festung hin!"

„Ja, Hans," sagt der alte Nazl vergnügt, „dös hat uns Freud' g'macht. Gern hab'n wir's 'than. Und die Hex'? Fang'n wer'n wir sie, Hans, dös denk' ih g'wiß!"

Der Bracherbua lachte vor sich hin und ging weiter. Was der Nazl wohl sag'n würd', wenn er ihm die Sach' erklärt hätt', wie er sie jetzt sah? Nix hätt' er ihm recht g'macht, und jetzt baut er Mauern statt Zäune. Ja, die Menschen! —

Abends vor 'm Schlafengehen fragt der alte Nazl noch, ob der Hans wohl die Senbacher Leni kennt hat. Der Hans bejaht das, und der Nazl moant, 's sei a seinig's Basl g'wes'n. „Du," fragt er auf oamal, „ist sie nit aa mit dir verwandt?"

„Ja," sagt der Hans nach an Zeitl' Nachdenk'n, „meiner

Muatterns Muatter ist an ang'heirat'ts Basl g'wes'n zu Lenis Muatter."

„Da sein mir auf dö Weis' no' verwandt mitanander, Hans," sagt der Alte voller Freude.

Und als er dann in sein'm Heu drin lag, sagt er noch zum Knecht: „Na, scho' so a g'scheiter Mensch ist's, der Bracherbua. Grad g'schwind hat er's g'wußt, wia man d' Hex' fangt. A so a — g'scheiter —"

Und dann schlief er den Schlaf eines übermüden Aelplers.

Die nächsten vier Tag' hat sich der Hans um gar nichts mehr 'kümmert, höchstens daß er oamal g'fragt hat, ob die Küah' ihr Glaubersalz kriag'n. Dem Jörg ist er fast aus 'n Weg gang'n. Hoamlich freili' hat er 'n immer wieder ang'schaugt. Er hat's wohl g'fühlt, daß dem Bua'm was schier 's Herz abdruckt, aber 'than hat er, als ob er nix sieht. Der alte Nazl, vor dem hat er sich aber fast gar nimmer wehr'n können. Endlich am vierten Tag in der Fruah sieht er ihn bei ein'm Milchflaschl, wie er sein' blutig'n Finger drüber haltet.

„Was thuast, Nazl?" ruft er.

„Hans, Hans, die Milch ist schneeweiß. Die Hex' hab'n wir g'fang'n!" schreit ihm der Alte entgeg'n. Der Hans legt den Finger auf 'n Mund. Der Alte nickt und sagt: „Ih versteh' di' scho', Hans. Siehst es denn nit?" Und dabei haltet er ihm den blutenden Finger entgeg'n.

Der Hans macht 's ernsteste G'sicht von der Welt und sagt ganz rechtschaff'n trocken: „Dös hab' ih mir denkt!" Dann geht er hinaus und ganz in Gedanken hin zum alten verzaunten Tränkplatz. Dort setzt er sich hin und denkt und sinnt über das, was jetzt noch g'schehn muß.

Es dauert nit lang, da kommt der Jörg mit einem tiefernsten G'sicht und setzt sich still neben ihn. Endlich packt er seine Hand und sagt: „Ih dank' dir, Hans, tausendmal, daß du der Beverl wieder ihr'n ehrlich'n Nam' geb'n hast."

„Möcht' wiss'n, was du da z' dank'n hätt'st, Jörg," moant der Hans trocken.

„Ih bin ja ihr Bua," sagt der Jörg ganz verzagt.

„Soo? Du bist ihr Bua!" antwort' der andere ganz ruhig.

Da leidet's den Jörg nimmer. Er springt auf und stellt si' vor 'n Bracherbua'm hin: „Izt woaß ih nit ... ih hab' g'moant, du schlagst mi' nieder. So an Brenn-supp'nbua'm, wia d' mi' g'hoaß'n hast."

Und da der Hans immer noch nix sagt und nur ernst dreinschaut, da rinnen dem bärenstarken Bua'm die Thränen herunter.

„Setz di' nur zu mir her, Jörg!" hört er nach einer Weil', und er folgt.

Wieder vergeht a Zeit. Da fangt der Hans an: „Jörg," sagt er, „ih will dir a G'schichtl erzähl'n. In der Schual' hab' ih so gern was ang'stellt. Damal ist die ganze Schual' weg'n meiner eing'sperrt wor'n. Die Bua'm hab'n g'sagt, ih wär' schuld, und ih hab's nit g'leugnet. Da haben's mi' woll'n durchhau'n. Ih stell' mi zum Of'n und will mi' wehr'n. Da steht auf oamal a älterer Bua neb'n mir und schreit: „Wer 'n Bracher Hansei eppas thuat, der hat's mit mir zu thuan!" Und wir zwoa hab'n die Bua'm g'wehrt. Koaner hat mir 'was z' thuan traut. Sixt, Jörg, der Bua, dös bist du g'wes'n. Und nia hab' ih dir dös vergess'n. Oft ist a Freund von mir in der gleich'n Lag' g'wes'n. Dann hab' ih auf di' denkt und hab' sei' Sach' zur meinig'n g'macht. Auf a paar Händl mehr oder weniger kummt's auf der narrischen Welt nit an. Und izt, Jörg, izt bist du in der gleichen Lag'. All's wüatet geg'n di', dei' Herz, dei' G'wiss'n und dei' Verstand. Da muaß do' ih feststehn und muaß di' verteidig'n. Nit, Jörg?"

Der Jörg hat ihn anguckt, den Hans, und immer wieder anguckt, endlich sagt er aus 'n tiafst'n Herz'n heraus: „Na, Hans, was bist grad du für a b'sunderer Mensch!"

„Sei stad, du Aff! Dei' Sünd', Jörg, ist arg, aber sie ist unter den Mensch'n no' viel öfter z' treff'n wia 's Lüg'n. Sie hoaßt Menschenfurcht, und koa Kaiser und koa Bettler ist von der Sünd' frei. Niem'nd kann dir dös so nachfühl'n wia ih, Jörg, denn mei' ganzer Stolz ist's, an Kopf wia Eisen z' hab'n. Sixt es, Jörg, als Student hab' ih mi' mit die Kosttäg' durchbettelt. Nachher wia ih nit Geistlicher bin 'word'n, sondern Naturwissenschafter, haben's mir die paar Kosttäg' aa no' g'nommen. Ih hab' die Mensch'n kennen g'lernt, wia's nur a Bettelstudent kennen lernen ka'. Und heut, heut verlach' ih die Mensch'n wia nix anders auf der Welt, und fruaher, als ih mi' vor oan' fürchtet, fruaher rennet ih mir mein' Kopf an der Wand in Trümmer. Fürcht'n muaß ma sie nit, dazua sein's z' dumm und z' schofel. — Du muaßt mi' recht verstehn, Jörg. Der oanzelne Mensch ist 's Schönste und 's Beste auf der Welt, den oanzelnen kannst nit g'nua acht'n und ihm nit g'nua Liab's thuan. Wo aber a paar z'sam'kommen, da ist's G'sindl fertig. Dös liegt so in unserer Natur. Dös muaß ma' si' merken, aber da drüber braucht ma' si' nit z' ärgern. Oder ärgerst du di', weil a Kuah dumm ist? G'wiß nit. Von der Kuah ka' ma' nit mehr verlang'n und vo' Mensch'n, wenn wo mehrer' bei einand' sein, aa nit. — Desweg'n, sixt, ist's so dumm, den oanzelnen Menschen zu hassen. Der oanzelne braucht Liab', bluatwarme Liab'. Dös merkst du izt und dei' Leverl, und wia oft, glaubst wohl, bin nit ih im Bett g'leg'n und hab' g'woant, grad um a kloans biss'l Liab'? Und weil der oanzelne von uns Liab' braucht, desweg'n geh hin zu deinem Leverl, sag ihr all's und denk an mi', sie giebt dir a Buss'l und laßt di' nit weiterred'n."

„Dös kann ih dir nit glaub'n, dös wär' ja viel zu guat!"

„Red nit so dumm, Jörg, thu, wie ih dir g'sagt hab', du wirst's nit bereu'n!"

„Dir muaß ma' ja glaub'n, Hans. Ih will auf der Stell' zum Veverl."

„Untersteh di' nit. Du bleibst da und hilfst den Hütt'n-leut'n 's Käsg'schirr putzen. Wenn die Milch heut abend guat ist, soll sie verkäst werd'n und im Dorf darf no' lang niem'nd nix davon wiss'n. 's Veverl ist izt g'rettet, aber dem Pfarrer, dem müass'n wir erst no' helf'n."

Der Jörg laßt den Kopf hängen.

„Ist's hart, Jörg? Denk dir halt, es wär' die Straf' für dei' Sünd'. Damit aber sixt, daß ich's guat moan', will ih jetzt zum Pfarrer. Wenn d' mir was fürs Veverl mitz'geb'n hast, will ih's ihr wohl bring'n."

Der Jörg greift in alle Tasch'n, find't aber nix, was fürs Veverl paßt.

Als der Hans sein langes Suchen merkt, meint er: „Hast früher nix für dei' Veverl g'habt, Jörg, wirst izt auf der Alm aa nix B'sunders find'n, denk' ih."

„Was, nix find'n soll ih für mei' Veverl? Und nix g'habt hab' ih für sie?" fragt der Jörg ganz zornig, und mit oamal — so g'schwind, wie der Blitz ins Wasser fahrt — reißt er seinen Huat vom Kopf, reißt d' Federn weg, giebt sie dem Bracher Hans und sagt ganz still und ernst: „Hast recht g'habt, Hans, bin a Brennsupp'ubua g'wes'n, z' wenig g'salz'n und g'schmalz'n. Hab' koa Schneid g'habt. A Federn am Huat, dös bedeut't aber Schneid. Gieb ihr die Federn, sag ihr all's, und bald's Fritzbäurin ist, soll's mir's wiedergeb'n!"

Und dann lief er hüttenwärts. Der Hans aber stieg zu Thal, das Herz voller Freud'.

4.

Im Widdum drunten war inzwischen all's beim alten geblieben. Der Pfarrer liest drinn auf 'n Kanapee eine G'schicht'n, 's Veverl ist drauß'n in der Kuch'n. Mit ein-

mal hört der Pfarrer drauß'n a Stimm', springt auf, reißt die Thür auf und ruft: „Da bin ih schon!"

„Grüaß Gott, liab's Pfarrerle," sagt der Bracher Hans



lustig. „Da bin ih endli' wieder!"

„Wie geht's? Was macht's? Hast schon was g'funden?" fragt eifrig der Pfarrer.

„Geh, bitt' di', derschlag' mi' nit mit deine' Frag'n. Ih bin a arm's Büaberl dös nit viel aushalt't. 's Beverl brauch' ih z'erst und find'n thuat's mi' im Garten."

Damit geht er hinaus in die Laube.

Wia 's Veverl neb'n 'n Hans g'sess'n ist, fangt derselbig' an: „Denk dir grad, Veverl, heut hab' ih an Bua'm g'seh'n, dem's d' Federn aberthan hab'n."

„Was d' nit sagst! Wer ist's denn g'wes'n? Na, so a Schand!"

„Mei, du kennst 'n wohl. Der Fritzbauern Jörg."

„Du hast's ihm aberthan, Hans, du, sunst koaner!" ruft 's Veverl voller Schreck'n.

„Na, Diendl, mit solche G'spaß geb' ih mi' nimmer ab. Aber der ihm's aberthan hat, der schickt dir sie, die Federn, und sagt, ih soll dir's sag'n, am Hochzeittag sollst ihm's z'ruckgeb'n. Willst dös, Diendl?"

„Ih versteh' di' nit, Hans. Wer hat ihm's denn g'nummen, 's Federl?"

„Er selber hat's ihm aberthan, Veverl, und da sein's." Damit hielt er ihr die Federn hin.

Das Diendl wußt nit, was thun und was sag'n, und zuagreif'n hat's aa nit mög'n.

„Schau, Veverl, die Sach' ist so. Der Jörg hat's eing'seh'n, daß er koa Schneid hat g'habt, sonst hätt' er di' in Schutz g'nommen. Wia er sei' Sünd' eing'seh'n hat, da hat er g'sagt, a Bua ohne Schneid und Bluat braucht koa Federn am Huat! Hat si' d' Federn aberg'riss'n, hat sie mir geb'n und g'sagt, ih soll sie dir bring'n. Der Jörg laßt di' bitt'n, die Federn so lang z' b'halt'n, bis d' Fritzbäurin bist. Er kann sie izt nit brauch'n, Diendl, er muaß erst wieder zoag'n, daß er Schneid hat."

's Veverl ist still und stumm dag'sess'n, nur über und über rot ist's 'word'n und Aug'n, Aug'n hat's g'macht ...

„Sixt, Veverl," fährt ihr Gegenüber fort, „g'freut hat mi' das von dein'm Bua'm, ih kann dir's gar nit sag'n. Koa Graf konnt' si' besser aus so a G'schicht' außireißen, wia er's 'than hat. Darfst stolz auf ihn sein, Diendl. Denk dir grad, am Sunntag kummt der Jörg ohne Federn

in die Kirch'n. Die Bua'm werd'n ihn aufziehn, da wird er ruhig stehn bleib'n und sagen: Ih hab' mir d' Federn selber aberg'riss'n, weil ih koa Schneid g'habt hab', und sie mein' Diendl geb'n, die soll's b'halt'n, bis's Fritzbäurin ist. Mei' Diendl habt's a Hex' g'hoaß'n, und ih hab' mi' nix z' sag'n traut. Vo' heut an ist's anders. Wer 's Veverl no' amal a Hex' hoaßt, der fliagt in die Lüft', so wahr ih der Kirchberger Hagmoar bin! Jetzt wißt's es!"

„Und dös dank' ih aa wieder dir, Hans!" hat 's Veverl voller Glück ausg'ruf'n.

„Was du dir nit einbild'st, Diendl dumm's!" moant der Hans. „Aber sag, was soll ih 'm denn für a Antwort bring'n?"

Da reißt's Diendl a bluatrot's Nagerl*) aus, druckt ihm's in d' Hand und lauft davon. Auf oamal kehrt's um, reißt a weißes Röserl aus, druckt ihm's wieder in d' Hand. „Für di'!" sagt's, dann lacht's, woant's, singt's, jodelt's, ja alles das z'gleich, und ist verschwunden.

Der Hans aber steckt 's Nagerl und 's Röserl an Huat und geht zum Pfarrer.

Der empfängt ihn mit den Worten: „Mensch, du machst a G'sicht wie der Vollmond. Ih sag' dir's auf 'n Kopf zua, du hast die Hex' g'fangen!"

„Da tappst daneb'n, Pfarrerle. Mei' G'sicht kommt von dem biss'l ins geistliche Handwerk pfusch'n."

„Du, mir geht ein Lichtlein auf — der Jörg und 's Veverl! Wie hast denn du das z' wiss'n kriegt?"

„Na, du weißt ja, die Hirschbäurin ist ja eine Schwester von mein' Muatterl. Dieselbige hat mir die Neuigkeit zum Namenstag g'schrieben."

„Nun sag aber, wie weit bist auf der Alm?"

„Na, 's Veverl ist wahrscheinlich aus 'n Wasser, jetzt müss'n wir noch dich herausziehen, was bedeutend schwerer ist."

*) Nelke.

„Red doch, wie liegt die Sache?"

„Du kennst mich, Pfarrerle. Bevor die Arbeit nit fertig ist, kannst mich auf 'n Kopf stell'n, es fallt nit mehr heraus, als was ich g'sagt hab'. Tröst dich, die Sache wird sich voraussichtlich machen. Nur weiß ich nit, ob schon in dieser oder in der nächsten oder erst in der dritten Woche."

— — — — — — — — — — — —

Am Almzaun sitzt der Jörg und wartet. Wie er den Hans in der Dämmerung zwischen den Tannen heraufkommen sieht, springt er auf und fahrt mit den Händen durch die Luft, rein wie ein Wilder. Schließlich macht er die Bewegung des Rührens, und nun wußt' der Hans, daß man droben in der Hütt'n Käs macht. Also die Abendmilch war auch g'sund. Als er dem Jörg dann die Hand drückte und ihm das rote Nagerl vom Beverl gab, da jodelt der Jörg vom Bergeck hinunter geg'n 's Thal. Die Bauern drunten im Dorf müssen einen schönen Begriff von der Hexenalm krieg'n!

„Jörg," sagt der Hans dann im Weitergehn, „was ih dir izt sag', darf koan andrer wiss'n, hörst, als wia der alte Nazl. Mit dem mach die G'schicht aus. Morg'n nehmt's die drei oder vier besten Milchküah' und laßt's nimmer mit den andern Küah'n ins Gras. Tränk'n thuat's ihr die Küah' auf 'n alt'n Tränkplatz. Nehmt's aber a Stang'n und wüahlt's die Eib'nnadeln in der Muld'n recht auf, bevor 's Vieh trinkt. Verstand'n?"

Verstanden hat der Jörg zwar nit, was der Hans damit wieder will. Aber versprochen hat er, fleißig z' folgen. —

Die nächst'n zwei Tage hat sich der Hans mit Schreib'n die Zeit vertrieben. Die Milch blieb immer weiß und sechs große, schöne Käs' standen schon im Keller, als der Nazl beim Abendmelken meldete, drei von den vier Küah'n, die in der Muld'n 'tränkt werd'n, geben wieder blutige

Milch. Der Hans nickt befriedigt. Am andern Morgen ging er selbst zum Tränkplatz, aber die vierte Kuah gab wieder schneeweiße Milch. Endlich nach vier Tag'n wurd' auch ihre Milch blutig.

„So," sagt der Hans dann zu den Almleut'n, „nun gebt den vier Küah'n ordentlich Glaubersalz und laßt's sie mit den andern graf'n. Die Muld'n wird nun nimmer zum Tränk'n 'braucht." Und zwei Tage später waren auch diese Versuchstiere wieder g'sund. Der Hüaterbua mußt' zu Thal springen und den Wirt holen.

Der machte Aug'n, als er die zehn frischen Käs' im Keller sah! Den ganzen Nachmittag fast sind der Jörg, der Wirt und der Hans beisammen g'sess'n, und der Hans hat ihnen die ganze Sach' erklärt, bis sie's endlich begriffen haben. Der Wirt schämte sich in den Boden hinein und sagte: „O, ich dreimal vernagelter Esel ich!"

„'s erst' vernünftige Wort, dös ih vo' dir hör', Wirt!" moant der Hans drauf, „weil'st es grad einsiehst, nacher ist d' Hoffnung do' no' nit verlor'n."

Da steckt der alte Nazl sein' Kopf zur Hüttenthür herein und sagt: „Fürcht', Leut', heut giebt's a Wetter, wenn's ins Dorf wollt', müaßt's gehn, sunst werd's naß."

Der Alte hatte recht. Die drei mußten sich auf den Weg machen. Die Wolken zogen sich immer drohender zusammen, und so liefen sie denn bald Hals über Kopf zu Thal. Vor 'm Wirtshaus schüttelten sie sich die Hände. „Alsdann nach 'm Ess'n kummt's zum Pfarrer ummi, gelt?"

„Ja," sag'n die zwei Bauern, und der Hans steht, wie die Turmuhr Sechs schlagt, endlich vor 'm Widdum.

5.

Der Pfarrer war nit allein. Ein älterer Herr saß bei ihm, das Urbild eines Gelehrten, gutmütig und korpulent, mehr sagt der ganze Eindruck, den man von solchen Herren

bekommt, aber nit. Der Pfarrer stellt die Herren vor, der Unbekannte ist ein Professor von Innsbruck, der Onkel vom Aschauer Pfarrer.

Der Hans hat sofort das bestimmte Gefühl, daß der Mann wegen der verhexten Alm heute da ist. Er stand plötzlich auf, machte sich an seinem Rucksack zu thun und holte nach langem Suchen ein Papierstanitzerl*) heraus. Dann trat er zum Tisch heran und warf das Stanitzerl lustig und laut zwischen die beiden Herren, so daß die Eibennad'ln, die drin waren, nur so herumflogen: „Sixt, Pfarrerle, da wär' die Hex'!"

Der Pfarrer griff danach, und als er selbst auf dem Boden des Stanitzerls nix anders wie lauter Eibennadeln fand, hat er recht a dumm's G'sicht g'macht, so daß der Hans hellauf g'lacht hat.

Der Herr Professor fragte ganz überrascht: „Es ist Ihnen also gelungen? Da muß man wirklich gratulier'n, so was macht Ihnen viel Ehr'. Allein, wie ich glaub', ist's jetzt Ehrensache, auch der Behörde den Beweis zu geben, daß es sich nicht mehr um bloße Vermutungen handeln kann."

„Meinen Sie, Herr Professor?" fragte der Bracherbua gutmütig lachend. „Wie soll man das aber anfangen?"

Der Herr Professor nickt leise mit dem Kopf, überlegt und überlegt, bis er endlich sagt: „Daß sich eine natürliche Ursache dieser Erscheinung finden lassen wird, das hat niemand bezweifelt. Die Behörde hat nun aber einmal zum Herrn Pfarrer gehalten und sich also den Bauern entgegengestellt. Nun müssen wir auch unter allen Umständen dafür sorgen, daß die Bauern nicht etwa eigensinnig von einer wohlverdienten Straf' Gottes reden können."

„Wenn ich Sie recht versteh', Herr Professor, so kommt

---

*) Düte.

es jetzt noch drauf an, zu beweisen, daß jene eigentümliche Erscheinung auf einem Fehler in der Wirtschaft beruht, zum Beispiel beim Viehfüttern, den man nun auf Unachtsamkeit, Gedankenlosigkeit oder sonst irgend etwas zurückführen kann, und der sich jeden Tag bei jedermann wiederholen könnte. Nicht wahr?"

„Jawohl, so mein' ich's; aber das nachzuweisen ist leider unmöglich."

„Im Gegenteil. Der dümmste Schulbua könnt' diese „b'sundere Straf' Gottes" jeden Tag wiederholen."

Da atmeten die beiden Herren wie von einer schweren Last befreit auf. Man drückte sich die Hände, und mit freudig glänzenden Augen drängte man den Bracher Hans zum Erzählen.

Der erzählt denn auch haarklein alles, was es zu erzählen gab, und schloß mit folgendem: „Die Eibennadeln, die das Vieh mit dem Wasser in die Verdauungswerkzeuge aufnahm, sind also allein schuld gewesen an der blutigen Milch. Der Tränkplatz war nicht sorgfältig genug ausgewählt, und die vielgesuchte Hex' war ein unschuldig's Büschl Eibennadeln."

Die beiden Herren schwiegen, jeder im Herzen innig froh und zufrieden. Es war wirklich schwer zu sagen, wer sich wohl mehr freute, der Pfarrer oder sein Onkel.

Da kam ein vierter, der Wirt: „Da, Pfarrer, hast die hundert Gulden fürs Veverl! Und daß du's grad woaßt, so an Esel, wia ih oaner bin, so oan hast deiner Lebtag no' koan g'sehn," sagte er und setzte sich an den Tisch mit dem glücklichsten G'sicht von der Welt.

Ein Donnerschlag, den das Echo tausendfach wiederhallt, setzt den Punkt unter sein aufrichtiges Glaubensbekenntnis. Man trat ans Fenster. Schwere Tropfen fielen.

Jetzt reißt jemand die Thür auf. Der Jörg ist's und: „Wo ist's Veverl, Pfarrer?" ist sein' erste Frag'.

„'s Beverl ist fort," antwortet der Herr Professor.

Da fahrt der Hans auf: „Was, fort ist's? Wo denn hin?"

Der Pfarrer nickte ernst und traurig, aber der Herr Professor wollt' ihn nicht zum Wort kommen lass'n und fuhr fort: „'s Beverl hat nimmer bleib'n wollen."

„Nimmer bleib'n wollen! Das weiß ich besser, Hochwürden. Aus 'n Haus g'ärgert ist's word'n. Aber gleichviel, 's Beverl muß jetzt her und das auf der Stell'! Lauft ihr zwei g'schwind durchs Dorf. Wenn ihr sie nit findet, dann rebellt 's ganze Dörfl z'samm'. Her muaß 's Diendl!" sagt der Hans, während der Wirt und der Jörg schon laufen. Dann wendet sich der Bracher Hans an den Professor und fährt fort: „Hier habe ich wohl das Recht, energisch um Auskunft zu bitten. Mein Freund wird Ihnen ohne Zweifel gesagt haben, daß ich mich der ganzen verwickelten Sache angenommen hab'. Ich hab' ihr nicht nur mein Können und Wissen, sondern meine ganze Persönlichkeit gewidmet, aber selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß nichts ohne mein Wissen und Willen in dieser Sach' g'schieht. Mein Freund wird Ihnen weiters g'sagt haben, daß ich, durch einen Boten benachrichtigt, in einer Stunde jederzeit hier sein konnte. Ich frage also, wie kommen Sie dazu —"

„Verzeihen Sie, das sind aber zu diskrete Angelegenheiten —"

„Diskrete Angelegenheiten! Daß ich nit lach'. Etwa weil 's arme Pfarrerle ins Diendl verschoss'n sein soll?"

„Laß gut sein, Hans," nahm der Pfarrer das Wort, „mein Onkel kam heut um halb Fünf hier an und eröffnete mir sofort, daß das Beverl fort müßt' wegen der bösen Zungen. Ich sagte ihm, daß es sich nur mehr um Tage handeln könnt', erbot mich, dir sofort einen Boten zu senden, allein er bestand darauf, selbst als ich ihm sagte, daß

ich ohne dich nichts unternehmen könnt'. Ich weigerte mich, und da sind wir wohl ein bisserl laut worden. Kurz, auf einmal steht 's Beverl mit ihrem Bündel vor uns, drückt mir die Hand und sagt: „Meintswegen darf der Pfarrer nit in den sündhaft'n Mund der Leut' kommen. Ih hab' mir schon a G'wiss'n draus g'macht, daß ih alleweil hinterm Pfarrer sein' Ofen g'hockt bin. Es ist besser, ih geh'." — Ich will sie natürlich nit fortlassen, und der Onkel da hat ja, wie er das Diendl so fest und tapfer reden hört, auch nit mehr drauf druckt, aber 's Diendl hat sich nimmer halten lass'n. „Dös war' mir z' letz, daß ih no' dableibet," hat's g'sagt und ist fort."

Da kamen die beiden Männer wieder und meldeten triefnaß, daß 's Beverl im ganz'n Dorf nit z' find'n sei.

„Die hat si' g'wiß 'was an'than!" jammert der Jörg.

„Lapp!" sagt der Hans drauf, „woaßt nit, daß si' nur d' Stadtleut' selber umbring'n, wenn's nimmer wiss'n, was's Besser's soll'n? Die Bauernleut' gehn, wann's ganz aus 'n Häusl sind, höchstens ins Kloster. Aber such'n müssen wir sie izt auf alle Fäll'. Hauserin*)," ruft er zur Thür hinaus, „g'schwind die Wettermäntel her, hörst!"

„In Burger sein' Heustadl hat's scho' amol g'schlaf'n, 'leicht find'n wir's dort," sagte der Wirt.

„In Burger sein' Heustadl?"

„Ja, in Burger sein' Heustadl."

Die Hauserin mit den Wettermänteln hat 's letzte Wort noch g'hört und moant auf amal: „Da eilt's euch aber. Dö Wies'n ist der schönste Murboden**). Wenn's 'n Stadl nach dem Wetter no' sehn wollt's, nacher macht's schnell."

---

*) Wirtschafterin.

**) Murboden, ein Boden, der in der Gefahr ist, durch eine Erdlawine (Mur) abzutreiben.

„Mein Gott!“ ruft der Jörg, „der Burger hat ja dessentweg'n koa Korn mehr dort 'baut!“

„Was hat denn der Bua mit sein' Gejammer?“ fragt der Herr Professor.

Der Jörg hat sie g'hört, die Frag', dreht sich blitzschnell um und schreit: „Was ih hab'? — Ist's do mei' Diendl, 's Beverl, dös Ihr in dös höllische Wetter außi g'jagt habt!“

„Was — dei' Diendl ist's, Bua!“ ruft der Professor, aber die drei hatten schon die Wettermäntel an und liefen davon. Ein Mantel lag noch auf dem Stuhl, den zog jetzt der dicke Professor an.

„Ich will mit, ich muß mit,“ rief er, bis ins Innerste erschrocken und geängstigt, „meine Schuld ist's ja mit, daß das Diendl jetzt im Wetter ist!“

Der Donner rollte von den Bergwänden gewaltig hin und wieder, und der Regen fühlte sich wie kaltes, schweres Blei an. Das Wetter hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Eine Viertelstunde später sahen sie endlich droben auf der Sonnseiten den Heustadl.

„Beverl! Beverl!“ rufen alle. Keine Antwort. Das Wetter ist vorüber, auf dem Schlitt'weg über die Burgerwiesen rinnt ein schmutziger Bach bergab. Die Leute müssen durchs platschnasse Gras aufwärts steigen, und das geht langsam.

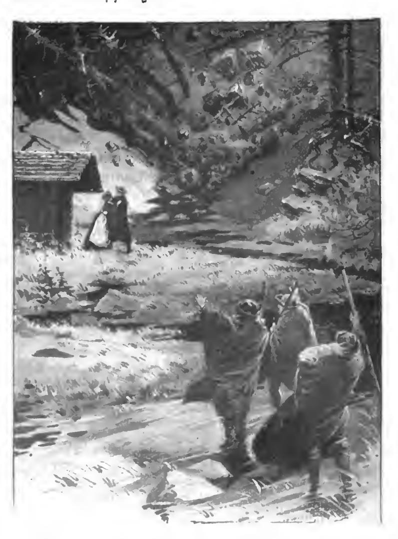
„Beverl! Beverl!“

„Hoo—hoohoo—hodrio!“ tönt's von oben herunter, und die Dirn' steht mit einemmal in der Heuluck'n.

Der Jörg schreit auf vor Freud' und springt, was er springen kann, hin zu sein'm Diendl. Die anderen können jetzt rasten, stehen und sehen, wie die zwei sich lieb hab'n. Jeder hat das Gefühl, die beiden haben sich's verdient, und der alte Fritzbauer schmunzelt über 's ganze G'sicht. Da schreit der Wirt mit einemmal: „Leut', die Mur geht los!“

„Wo?“ ruft alles, aber da sieht's ja schon jeder, wie

droben überm Heustadl ein schwarzes Fleckerl aus 'n Rasen herauswachst, wie's immer größer wird, wie der ganze Murboden ins Rutschen gerät.



Da fangen die Leut' an zu schreien, zu deuten, zu winken; die beiden vor 'm Stadl deuten das aber wohl falsch, sie halten sich fest umfaßt und sehen nit, was die

anderen wollen, versperrt doch der Stadl die Aussicht nach oben.

Die Männer schreien noch einmal mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte. Dann saust es durch die Luft. Der Heustadl zersplittert, die Balken, die Bäume, die Schindeln fliegen wie Spreu gen Himmel und dort, wo eben ein Stadl stand, schiebt sich die Erde hinweg, alles mit sich reißend, Felsblöcke, Zäune, alles — alles rollt, schießt, wälzt zu Thal. Ein dumpfer Aufschlag, ein ewiges Nachknistern ... dann liegt die Mur im Thal fest, der Grabhügel zweier blühender Menschenkinder!

Zweihundert Schritte entfernt standen die Leute, die es kommen sahen und doch nicht helfen konnten. Was jeder von ihnen in diesen Augenblicken erlebt, empfunden, gedacht hat, auf ihren kalkweißen Gesichtern war's nicht zu lesen. Und ihre Augen schienen nach innen hineinzusehen, sich im eigenen Innern festzubohren.

Da dreht sich der dicke Herr Professor plötzlich um und fangt an zu laufen, bergab über Stein und Zaun, als ob er die Mur noch aufhalten wollte. Es hatte etwas Ergreifendes, etwas Erschütterndes, dieses Laufen, das gar kein Laufen war, sondern bloß die Mechanik davon.

Nun eilten alle zu Thal. Mit den Händen hob man Steine fort, andere liefen um Schaufeln, jeder machte sich zu thun. Gesprochen wurde nichts. Der Aelpler ist still bei solchen Gelegenheiten.

Man grub bis spät in die Nacht hinein. Endlich fand man sie, beide fest aneinander geschmiegt.

— — — — — — — — — — — —

Der Professor lag acht Wochen am Nervenfieber im Aschauer Widdum. Als er aus seinen Fieberphantasien erwachte, waren Jörg und 's Beverl längst begraben. Das ganze Dorf, das dem Beverl früher die Thür g'wiesen hat, nahm an dem Leichenzug teil, und wo die Leut' den alten Fritzbauer-

leuten oder dem Pfarrer etwas zugut thun hab'n können, da sind's jetzt g'sprungen.

Am Sonntag nach der Meff' wurden sie begraben. Der Pfarrer hat den Leuten von der Kanzel herab die Eibennadeln 'zeigt, hat ihnen den Hergang haarklein auseinanderg'setzt und hat mit diesen Worten die Predigt g'schlossen:

„So seht ihr auch an diesem traurigen Beispiel wieder, wohin der Aberglauben führt. Und wenn ihr euch fragt, Leut', warum zwei so junge, brave und liebe Leut' ihr Leben haben lassen müssen, dann werdet ihr selbst einsehen, nur wegen euch. Sie haben den Tod nicht verdient, wahrlich nicht, und wenn er sie doch mitgenommen hat, dann geschah's deshalb, weil euer Glauben so sündhaft war. Geb Gott, daß diese beiden das letzte blinde Opfer sind vom Tiroler Hexenglauben, dann sind sie glücklich zu preisen!"

Das ganze Dorf hat g'weint und 'betet. Wie der Pfarrer dann das Häuferl Erde auf die beiden lieben Menschen geworfen hat, da war's mit seiner Kraft auch aus.

Jahre sind seitdem vergangen. Aus dem Aschauer Pfarrerle ist ein stattlicher Domherr geworden. Die Wirtsalm heißt noch heut die Blutalm, weil sie das Leben von zwei blutjungen, lebfrischen Menschen gekostet hat. Kommt aber eine alte Hausiererin nach Aschau und erzählt von den Hex'n, dann schütteln zu Aschau die Leut' ernsthaft und unwillig die Köpf' und sag'n: „Sei stad, Alte, dös wiss'n wir besser, daß es koane Hex'n giebt!"

Der Bracher Hans ist seitdem fast nimmer daheim g'wesen. Z'letzt hat er gar weit oben an der Nordsee a Weiberl g'fund'n, das so ein'n Menschen, wie den da, g'heirat't hat.

Vor 'n Jahr hat er seinem Weiberl Tirol mit seinen Bergen, seinen Geiern, Bua'm und Diendln 'zeigt. Da sind sie auch nach Aschau kommen, die beiden, und sind hinauf, dort, wo 'n Burger sein Heustadl g'stand'n hat.

Da sind's vor einem wunderschönen steinernen Marterl vorbeikommen. Stand darauf:

„Hier wurde die Almhex' und ihr Bua verschüttet.
Geb Gott, es sei die letzte Hex' im Land!“

Und auf der Rückseite stand:

„Hier sind zwei brave junge Leut' an der schrecklichsten Pest — an der öffentlichen Meinung gestorben.“

Der Herr Professor hat das schöne Marterl setzen lassen. Und wie die beiden nun so davorstehen, da fragt die junge Frau: „Ist's wahr, Hans, kann man denn an der öffentlichen Meinung sterben?“

„Ja, Schatz, man kann daran und kann für sie sterben. Für den Toten ist beides gleich, für den Lebenden ist 's zweite tröstlicher.“





An der bretagnischen Küste.

Reiseerinnerungen von Fred Morris.

Mit 18 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unser Dampfer nähert sich dem südlichen Gestade von Jersey, das freundlich und anheimelnd vor uns aus der unheilvollen Wasserwüste zwischen dem französischen Festlande und den Normannischen Inseln auftaucht, welche die Seeleute wegen ihrer tückischen Klippen die „Straße des Schreckens“ nennen.

Die eben genannte Gruppe von Eilanden, auch Kanalinseln geheißen, liegt in der sogenannten Normannischen Bai des Kanals und besteht aus Jersey, Guernsey, Sercq, Alderney oder Aurigny und mehreren kleineren Inseln, die zusammen ein Areal von 195 Quadratkilometer mit etwa 89,000 Einwohnern aufzuweisen haben. Alle diese Klippen und Eilande haben offenbar einst einen Teil des Festlandes gebildet, von dem sie durch die unablässige Arbeit des Meeres geschieden wurden, das gegen den zähen Granit brandet und die in allen Richtungen die Felsen durchziehenden weicheren Adern zernagt. Dies Zerstörungswerk setzt die wilde See auch heute noch fort, und an manchen Stellen geht es so in die Augen fallend rasch von statten, daß

die Vorhersage nicht unbegründet erscheint, es würden eines Tages keine Inseln mehr im Kanale übrig bleiben.

Dicht unter der Wasserfläche aber lauern gleich tückischen Ungeheuern die Klippen, gefährliche Strudel und einander kreuzende, gewaltige Strömungen bedrohen selbst bei ruhiger See den nicht ganz ortskundigen Schiffer, und schon durch das Gewirr der über Wasser ragenden Riffe und Felsen, von denen die meisten besondere, unheilkündende Namen tragen, glücklich hindurchzusteuern, ist keine leichte Aufgabe.



Fort Elisabeth bei St. Hélier, Jersey.

So begrüßt also auch der Seefahrer oft genug Jersey als eine ersehnte Zuflucht in der Not; wir aber ergötzen uns an dem lieblichen Bilde des Strandes mit den überall aus dem Grün hervorschimmernden Landhäusern und den auf den Kämmen der Höhen sich drehenden Windmühlen, das einen erfreulichen Gegensatz zu den zackigen Klippen am Gestade und dem vor uns trotzig emporragenden Feudalschloß Montorgeuil bildet.

Sein Anblick ruft uns die geschichtlichen Erinnerungen ins Gedächtnis, die sich an Jersey und die benachbarten Eilande knüpfen. Daß sie einst im Besitze der Römer gewesen, thun zahlreiche Altertümer dar. Als die Sachsen

nach England kamen, flüchteten von den vertriebenen Briten viele auch nach den Kanalinseln, die dann Sampson, der Bischof von St. Davids in Wales, 556 zum Christentum bekehrte. Mit der am östlichen Festlande gegenüberliegenden Normandie verlieh Karl der Einfältige im Jahre 912 auch diese Eilande dem normannischen Abenteurer Rollo, und Wilhelm, der siebente Herzog der Normandie, vereinigte sie zuerst mit England unter einer Krone. 1360 trat Frankreich sie förmlich an England ab, das gleichzeitig auf den



Schloß Montorgeuil.

festländischen Teil der Normandie Verzicht leistete. So ist es gekommen, daß hier noch heute im Angesichte der französischen Küste das britische Banner weht, obwohl in staatlicher Beziehung diese Eilande, deren Bewohner sich altverbriefter Rechte erfreuen, eigentlich ebenso viele nahezu selbständige Republiken sind.

Ihre Gestade umspült der laue Golfstrom und hält des Winters Strenge von ihnen fern; daher das milde Klima und die üppige Vegetation. Jersey bildet deswegen gleich dem benachbarten Guernsey eine beliebte Durchgangsstation für Engländer, die aus den Tropen heimkehren. Bei der französischen und britischen Touristenwelt aber sind diese

Eilande erst in Mode gekommen, seit Viktor Hugo, der, vor dem Staatsstreiche von 1851 mit seiner Familie flüchtend, erst auf Jersey und dann auf Guernsey seinen Wohnsitz nahm, die großartige Natur der Normannischen Inseln und die Eigenart ihrer Bewohner in seinem Roman „Die Meerarbeiter" so überaus fesselnd und anziehend geschildert hatte.

Hauptstadt von Jersey ist St. Hélier, in dessen Hafen unser Dampfer anlegt, nachdem wir das auf einem vereinzelten Felsen emporragende alte Kastell Elisabeth passiert haben, das die Einfahrt bewacht. Man zeigt dort die Einsiedlerkapelle St. Héliers, des Paten und Schutzpatrons der Insel. Ein starkes modernes Fort überragt die Stadt selbst, auf deren Quais und in deren Straßen ein reger, geräuschvoller Verkehr herrscht. Auch als Seebad kommt St. Hélier neuerdings in Aufnahme; es wird namentlich von solchen Leuten besucht, denen die englischen Modebäder zu teuer sind.

Jersey ist die größte der englischen Kanalinseln, gut bewässert und fruchtbar. Die Nordküste ist sehr steil, flacht sich aber nach Süden sanft ab. An dem wildromantischen Oststrande liegt in der Nähe des Hafenplatzes Gorey-Pier auf einer hochragenden, in die See vorspringenden Klippe die wohlerhaltene Burg Montorgeuil mit ihren epheuumsponnenen Türmen, der stolze Sitz der alten Herren der Insel. Gorey ist mit St. Hélier und dieses wiederum auf der anderen Seite mit St. Aubin durch eine kleine Lokaleisenbahn verbunden.

Das Eiland mißt nur etwa zwei deutsche Meilen in der Länge und dreiviertel in der Breite, hat aber trotzdem eine überraschende Mannigfaltigkeit der Scenerien an ihren Gestaden und im Innern aufzuweisen. Die alteingesessenen Einwohner rühmen sich, echte Nachkommen der alten Normannen zu sein. Unter der gegen 53,000 Köpfe zählenden Gesamtbevölkerung befinden sich aber auch viele Franzosen.

Man spricht allgemein französisch, das auch die offizielle Verwaltungssprache ist. Die englische Regierung ernennt den Statthalter (Lieutenant Governor), ihm zur Seite steht die Ständeversammlung, die von dem Oberrichter (Bailiff), den 12 Schöppen, den 12 Pfarrherren, den 12 Bürger-



Die Höhle mit dem Nadelfelsen am Lecqstrand.

meistern und 14 von den Steuerzahlern gewählten Vertretern gebildet wird. Die Schöppen werden von den Steuerpflichtigen auf Lebensdauer, die Bürgermeister auf drei Jahre gewählt. Die Miliz der Insel zählt 3000 Mann; die Besatzung besteht aus einem halben Bataillon mit etwas Artillerie.

Noch heute gilt auf Jersey ein ungeschriebenes und von

alters her von Geschlecht zu Geschlecht vererbtes Gesetz, der Coutumier normand, das zum Beispiel die Vermehrung des in einer Hand befindlichen Grundbesitzes über eine Geländefläche von 100 Hektaren hinaus verbietet. Etwa 1500 Eigentümer teilen sich in den Grund und Boden der Insel, und bei der hohen Ertragsfähigkeit des letzteren sind alle ziemlich wohlhabend. Hochgeschätzt ist die einheimische Rindviehrasse, deren Reinheit durch ein strenges Einfuhr-



Boulaybai.

verbot fremden Viehes geschützt wird. Vorwiegend wird Obst- und Gemüsebau betrieben, und seine Erzeugnisse sind auf den Londoner Märkten mit Recht geschätzt. Die wohlschmeckenden roten und grünen Feigen der Insel, die von seltener Größe sind, ebenso die Pfirsiche, Melonen und die saftigen Chaumontelbirnen bilden das Entzücken aller Feinschmecker; aus den Stengeln gewisser Kohlsorten werden außerordentlich zähe Spazierstöcke geschnitzt und in den Handel gebracht.

In den Gärten der zierlichen Landhäuser, mit denen

die ganze Südküste dicht besetzt ist, gedeiht ein außerordentlich üppiger Blumenflor: stolze Guernseylilien neben blühenden Magnolien und Tulpenbäumen. Selbst die zarte Canna indica, aus Ost- und Westindien stammend, ist hier eingebürgert, und Myrten und Kamelien überdauern sogar den Winter im Freien — währt doch der Nachsommer,



Die Corbièrefelsen.

hier St. Martinssommer geheißen, bis in den Dezember hinein. Die außerordentlich gut gehaltenen sauberen Wege der Insel sind fast sämtlich von blühenden Geranienhecken oder mit Kirschlorbeer eingehegt.

Es fehlt im Innern nicht an lauschigen Waldthälern und an alten Burgen und Schlössern, aber mit besonderer Vorliebe wird der Fremde immer wieder zu dem zerklüfteten Gestade zurückkehren. Hier findet man zahlreiche Höhlen,

wie die Teufelshöhle und die Höhle mit dem Nadelfelsen am Lecqstrand, und gar manche Partien der Nord- und Ostküste erinnern durch die wilde Großartigkeit ihrer Felsen an die eigentümliche Starrheit norwegischer Küstenbilder. Düstere, steile Klippen umgeben hier die tief in das Land einschneidenden Buchten, von denen einzelne ein paar Fischerwohnungen bergen, wie die einen etwas freundlicheren Charakter tragende Boulaybai. Ein Labyrinth scharfgezahnter Klippen bilden die Corbièrefelsen, ein von



Partie am Lecqstrand.

den Schiffern mit Recht gefürchtetes Vorgebirge, dessen höchste Spitze als Warnungszeichen einen Leuchtturm trägt. Durch ein enges und dichtbewachsenes Thal gelangt man zum Lecqstrande, in dessen von senkrechten Wänden eingeschlossener Bucht sich der brausende Ansturm der Fluten gegen die Felsen zu einem wahrhaft ohrenbetäubenden Getöse verstärkt.

An die ältesten Zeiten der Insel, die einst neben Mona, dem jetzigen Anglesy, ein bevorzugtes Heiligtum der Druiden oder keltischen Priesterbarden war, erinnert der sogenannte Druidentempel auf der Höhe über der Rozelbai. Es ist

eine gewaltige altarartige Platte, die im Halbrund aufrechte Granittafeln umgeben. Grünes Rankenwerk überwuchert die Steine, ringsum aber dehnt sich die einsame Heide, deren Schmuck die rotblühende Erika bildet, während in der Tiefe das Meer gegen die Felsen brandet. Fürwahr ein geeigneter Platz für den Lichtkultus jener Priesterschaft, der entweder auf solchen freien Höhen oder aber in dichten Eichenhainen vollzogen wurde. Noch heute werden in



St. Malo von der Seeseite.

Frankreich viele Anhöhen als Druidenberge bezeichnet, wie man in England die großen Steingehege heidnischer Vorzeit Druidentempel benennt. Jersey hat noch zahlreiche Denkmäler des Druidenkultus aufzuweisen.

Fünf Stunden braucht man zur Fahrt von St. Hélier nach St. Malo an der bretagnischen Küste. Ein von Stürmen umbraustes rauhes Land ist diese große nordwestliche Halbinsel Frankreichs, ins Meer als längliches Dreieck hineinragend, dessen Schenkel vom Kanal und vom Atlantischen Ozean bespült werden. Zu dem freundlich-bunten, modernen St. Hélier bietet das Bild von St. Malo und seiner Um-

gebung, in dem die düsteren Farben vorherrschen, einen auffälligen Gegensatz.

St. Malo ist Arrondissementshauptstadt im Departement Ille-et-Vilaine und Festung zweiten Ranges. Sie liegt an der Mündung der Rance auf einem ins Meer vorspringenden Felsen, der durch einen breiten und mit Häusern bedeckten Damm (Sillon) mit dem Festlande in Verbindung



St. Malo von der Landseite.

steht. Behutsam windet sich unser Dampfer durch eine weit seewärts sich erstreckende Enge von Felsenklippen, deren größere Forts tragen. Wir legen in dem Hafenbecken an, das sich an die Anse des Bas Sablons schließt, eine Bucht, die St. Malo von dem nahen St. Servan trennt, mit dem die Stadt auf der Landseite aber immer mehr zusammenwächst.

Der Blick, den wir von der Seeseite aus auf die Ge-

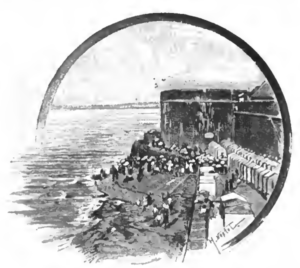
burtsstadt des Seehelden Duguay-Trouin, Maupertuis', Lamennais' und Chateaubriands werfen, zeigt uns eine alte hohe, bastionierte Festungsmauer, über die steile Hausdächer mit auffallend mächtigen Schornsteinen und mehrere Kirchtürme hervorragen. Diese Mauer soll die Stadt nicht nur gegen feindliche Angriffe, sondern auch gegen die empörten Wogen schützen, die bei einzelnen Hochfluten ihren Gischt sogar schon über dieses Bollwerk hinweg geschleudert haben.



Straße in St. Malo.

Durch ein schmales Festungsthor, das mächtige Türme flankieren, gelangen wir in das Innere der Stadt. Die Straßen sind eng und dunkel, die Häuser ragen zu beiden Seiten oft sechs und mehr Stockwerke hoch empor, denn bei dem

knappen Baugrunde war man von jeher genötigt, die Häuser in die Höhe zu recken. Nicht wenige von den letzteren zeigen sehr deutlich, daß St. Malo einst eine außerordentlich reiche Stadt gewesen sein muß, was ein Blick in ihre Chronik uns bestätigt. Sie war nämlich ehedem die Hauptfaktorei der französischen Indischen Compagnie und bereicherte sich dadurch beträchtlich. Im Jahre 1511 zählte St. Malo nur 10,000 Einwohner, war aber trotzdem



Badeetablissement von St. Malo während der Flut.

im stande, dem König Ludwig XII. die Summe von dreißig Millionen vorzuschießen. Bis ins 18. Jahrhundert hinein blieben die „Malains" — wie sich die Bewohner mit Selbstbewußtsein nennen — als Großfischer, Seefahrer, Entdecker und gelegentlich auch als Piraten berühmt und reich. Nun ist der ehemalige Glanz und Reichtum der Stadt längst dahin, auch der Schiffsverkehr im Hafen hat sehr stark abgenommen. Mit Stolz aber hängen die Bewohner noch an den alten Erinnerungen, und pietätvoll halten sie die Namen ihrer großen Söhne in Ehren.



Grabmal Chateaubriands bei St. Malo.

Zweien davon: Duguay-Trouin und Chateaubriand, sind in St. Malo Denkmäler errichtet. René Duguay-Trouin (1673—1736) war der Sohn eines reichen Reeders, trat als Seemann in die Handelsmarine und that sich im Kriege gegen Holland und England durch kühne Führung von Kaperschiffen derartig hervor, daß er wegen seiner Heldenthaten 1697 zum Fregattenkapitän der königlichen Flotte



Mädchen von Dinard.

ernannt wurde. Fast unausgesetzt blieb er sein ganzes Leben hindurch mit seinen Schiffen unterwegs, um Frankreichs Feinde zur See zu bekämpfen, und manches kühne Wagestück gelang ihm. 1707 eroberte er 60 Transportschiffe, die dem Erzherzog Karl von Oesterreich, dem Rivalen König Philipps V. von Spanien, Lebensmittel und Waffen aus England zuführen sollten, nebst den sie begleitenden vier großen Kriegsschiffen. Im September 1711 nahm seine kleine Flotte binnen elf Tagen die als unüberwindlich geltenden Festungswerke von Rio de Janeiro; er erbeutete 60 Kauffahrteischiffe, 3 Kriegsschiffe und 2 Fregatten, sowie


Straße in Dinard.

eine Kontribution von 610,000 Crusados. Er wurde dafür geadelt, 1715 zum Geschwaderchef und 1728 zum Generallieutenant ernannt und vom Regenten Philipp von Orleans in den Staatsrat berufen. Sein ganzes Leben war ein Seeroman, wie ihn bunter und spannender keine Dichterphantasie zu ersinnen vermöchte.

Der Dichter und Staatsmann François René Vicomte de Chateaubriand, der Verfasser von „René“ und „Atala“, ward am 4. September 1768 in Schloß Comboirg zu St. Malo geboren. Nachdem er am 4. Juli 1848 in Paris gestorben war, wurde sein Leichnam nach der Heimat übergeführt, da er vor dem Tode den Wunsch geäußert hatte, auf einer Klippe im Angesichte der Stadt seine letzte Ruhestätte zu finden. Diesem Begehren ist man nachgekommen; er ruht im Granit der Felseninsel Grand Bé, und die ewige Symphonie des Win-


Straße in Mont St. Michel.

des und der Wellen umrauscht dies stimmungsvolle Poetengrab. —

Eine sehr schöne Promenade bietet die Festungsmauer des die Stadt umgebenden bastionierten Fünfecks; man hat sie oben nämlich mit einer Brüstung versehen und dahinter einen Spazierweg angelegt, von dem man eine prachtvolle Aussicht genießt. Stark besucht ist das Seebad von St. Malo. Zwar sind während der höchsten Flut jedesmal die Bade-



Fahrt über die Düne nach Mont St. Michel bei Ebbe.

karren wie die Badegäste und Diener auf einer schmalen, zu den Festungswerken gehörenden Ausfallrampe zusammengedrängt, allein der herrliche Wellenschlag entschädigt für die Beschränktheit des Raumes.

Noch viel mehr Badegäste aber strömen alljährlich nach dem von St. Malo bloß durch eine schmale Bucht getrennten Dinard, das auch reich an landschaftlichen Reizen ist und nicht jenes geräuschvolle Treiben aufweist wie Fécamp, Trouville und andere Modebäder. Es trägt vielmehr einen vornehm-stillen Charakter und bildet auch das sommerliche Stelldichein der vornehmen royalistischen Adelsfamilien, die



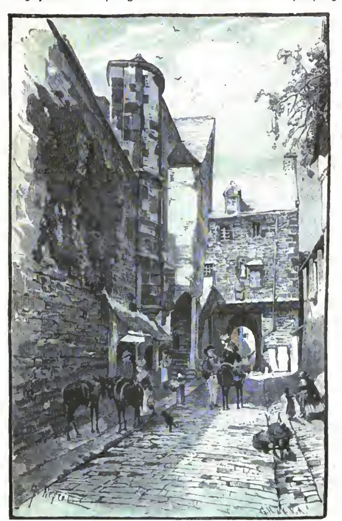
Badestrand von Dinan.

sich hier wie im Pariser St. Germainviertel zusammenfinden. Man findet in Dinard auffallend hübsche Mädchen und Frauen, die eine besonders originelle Spielart der bekannten bretagnischen Haube tragen.

Kein Fremder, der nach dieser Gegend der Bretagne kommt, unterläßt es, auch dem berühmten Wallfahrtsorte St. Michel seinen Besuch abzustatten. Wir machen, um dahin zu gelangen, erst einen kleinen Umweg in südlicher Richtung über die altertümliche Herzogsstadt Dinan am Ufer der Rance. Auf einem kegelförmigen Hügel stehen die Ueberreste eines alten Schlosses der Herzöge von Bretagne, deren Wappen vielfach angebracht ist. Die Stadt ist zum Teil noch mit den mittelalterlichen Mauern, Türmen und Thoren umgeben. Jener Platz, auf dem der berühmte Connetable Bertrand du Guesclin im Jahre 1359 der Belagerung der Stadt durch die Engländer ein Ende machte, indem er ihren Anführer, den Ritter Contorbie, im Zweikampfe glänzend besiegte, trägt ein Standbild des Helden, während sein Herz in der Kirche St. Sauveur beigesetzt ist. Der Strand bei Dinan ist wie in Dinard zu einem vielbesuchten Seebade eingerichtet; man findet dort immer besonders viele Engländer, die jenen Ort wegen seines milden Klimas, seiner anmutigen Umgebung und des verhältnismäßig billigen Lebens neuerdings mit Vorliebe aufsuchen.

Den mächtigen Kegel des Mont St. Michel sieht der von Pontorson kommende Reisende schon lange emporragen, bevor er die Meeresküste erreicht. Der 74 Meter hohe Granitfels ragt ganz isoliert aus der Bucht von St. Michel in die Höhe, die zwischen Cancale und Granville tief in das Land einschneidet. Bei Ebbe liegt sie fast trocken da, während zur Flutzeit die Wogen den Michaelsberg umspülen; die ganze Ausbuchtung ist erst in geschichtlicher Zeit durch den Einbruch des Meeres bei einer gewaltigen Sturmflut gebildet worden. Geradezu phantastisch wirkt der An-

blick dieses Felsens, mag er nun aus den Wogen oder aus der ungeheuren Wüste gelben Sandes vor uns emporsteigen,



Eingangsthor von Mont St. Michel.

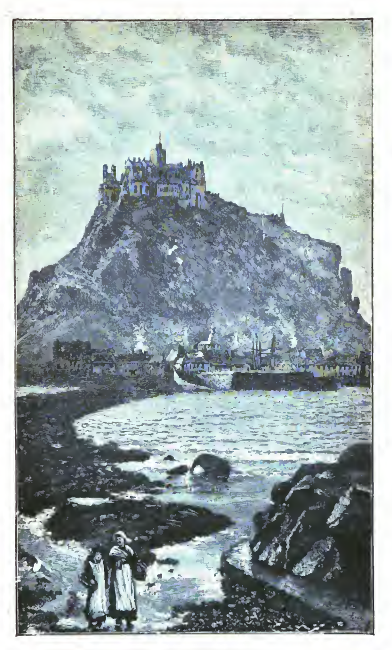
da ihn Menschenhand mit malerischen Mauern, Türmen, Basteien und Häusern umgürtet und dann auf seiner höchsten Spitze mit einem reich gegliederten, großartigen Bauwerk

gekrönt hat, das Burg, Abtei und Kathedrale zu gleicher Zeit ist.

Diese Felseninsel wird jetzt durch einen massiven Damm mit dem Gestade der Bucht verbunden; früher fuhr man zu Wagen über den Sand dorthin, was nicht ohne Gefahr war, da durch die Strömungen bei der Flut mitunter tückische Schiebungen des Grundes erzeugt wurden, die Menschen und Fuhrwerke verschlangen.

Gar manche ergreifenden Vorkommnisse solcher Art, meist mit tragischem Ausgange, aber mitunter auch mit ganz wunderbarer Errettung aus höchster Not wissen die Bewohner der Umgegend zu berichten. Um den hochragenden Berg und seine Bauten aber webt die Sage ihre Fäden, und unzählige darauf bezügliche Geschichten und Legenden leben im Volksmunde.

Von der Seeseite aus führt nur ein einziges mittelalterliches Thor in die Umwallung von St. Michel, das etwa 150 von Fischerei und vom Fremdenverkehr lebende Einwohner zählt. Vor und in den beiden Gasthöfen des Ortes entwickelt sich stets ein lebhafter, bunter Verkehr von Wallfahrern, Touristen und Künstlern; an letzteren fehlt es niemals, denn Mont St. Michel ist für sie eine unerschöpfliche Fundgrube dankbarer Motive. Der zum Teil aus dem 15. Jahrhundert stammenden Außenmauer folgend, steigt ein an reizvollen Ausblicken reicher Treppengang zu dem Eingange der ehemaligen Benediktinerabtei empor, die schon 709 begründet wurde, während die heute noch vorhandenen Baulichkeiten aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammen. Es befinden sich prächtige Säle darunter, deren einer 70 Meter lang ist, dann ein von zwei Säulenreihen gebildeter Kreuzgang und verschiedene merkwürdige unterirdische Gemächer. Das Ganze stellt ein wahres Labyrinth von mächtigen Treppen, Höfen, Hallen, Sälen und Korridoren dar.



Der St. Michaelsberg.

Die schöne gotische Kirche ist ein berühmter Wallfahrtsort, aber von den Weihegeschenken in der Schatzkammer ist heute nicht viel mehr vorhanden, da die große Revolution dort gründlich aufgeräumt hat. Verschwunden von der höchsten Spitze der Klosterburg ist auch die vergoldete Statue des drachentötenden Erzengels, die einst von dort weithin über Meer und Land funkelte. Entzückend aber ist die Rundschau vom Turm, die jedem Besucher unvergeßlich bleiben wird, und von der man sich nur schwer und ungern losreißt.





Das Abenteuer auf Sizilien.

Novelle von **Robert Misch.**

(Nachdruck verboten.)

Mit bleichen verzerrten Gesichtern umstanden sie den großen, grünen Tisch in drei dichten Reihen, eng um die Glücklichen geschart, denen es gelungen war, einen Sitzplatz zu erkämpfen.

Draußen blaute der herrlichste Frühlingstag über dem Meer und dem lachenden Paradies, das sich Monaco-Monte Carlo nennt.

Hier drinnen war die Hölle, eine stickige Luft, wie sie das Beieinandersein so vieler Menschen hervorbringt, geschwängert von dem heißen Atem und dem Schweiß der Spieler und den Parfüms jener internationalen Lebewelt, die sich beim Götzendienst des Mammons zusammenfindet.

Mancher setzt hier mit dem letzten Goldstück zugleich die letzte Hoffnung. Rot und Schwarz: die Farben, mit denen man Seine höllische Majestät Satanas zu bekleiden liebt, sind die Farben, von denen hier so oft Sein oder Nichtsein abhängt.

Und gleichgültig lächelnd, so wie uns die Maler des Mittelalters die Hilfsteufel gemalt, ihres Amtes als Feuerschürer waltend, so erfüllen die Croupiers ihre Pflicht — auch sie mit Schürhaken in der Hand, mit jenen ele-

ganten kleinen Harken, mit denen sie das Gold und die Banknoten, oft Hunderttausende auf einmal, zusammenscharren.

In diese Hölle sind schon lachend und scherzend junge Ehepaare auf der Hochzeitsreise, ehrenwerte Familienväter mit ihren Frauen und Töchtern, Geschäftsreisende und Angestellte gekommen, die hier eine müßige Stunde verbringen wollten, die „des Spaßes halber", um doch auch einmal gespielt zu haben, einige Frankenstücke riskierten, und schließlich, durch erst kleineren, dann immer größeren Gewinn oder Verlust gereizt, ihr Vermögen und ihre Zukunft, Ehre und Leben auf diesem dreimal verfluchten grünen Tuch opferten.

Zum Glück sind das die Ausnahmen. Jene hübsche blonde Engländerin, die dort soeben in Gesellschaft ihres leicht ergrauten, im übrigen aber noch ziemlich jugendlich aussehenden Vaters ihre zehn Franken setzt, sie auch glücklich verliert und sie lachend noch einmal setzt und wiedergewinnt, sieht eigentlich nicht danach aus, als ob sie sich dem Dämon Spiel in die Arme werfen wolle. Noch weniger der Herr Papa, auf dessen bartlosem, feingeschnittenem Gesicht von echt englischem Typus ein leises, verächtliches Lächeln liegt.

Er selbst spielt nicht, und auch die hübsche Miß scheint zu einem zweiten Versuche keine Lust mehr zu haben. Mit neugierigen und erstaunten Augen schaut sie dem jungen, eleganten Manne dicht vor ihr zu, der allmählich auch die Aufmerksamkeit der anderen Spieler auf sich zieht.

Er scheint die Absicht zu haben, die Bank zu sprengen, so wahnsinnig hoch pointiert er. Und das Glück ist ihm anfangs hold. Die Goldstücke häufen sich in Rollen, das papierene Geld schichtet sich päckchenweise vor ihm auf. Und päckchen- und rollenweise schiebt er es wieder auf die Nummern und Farben.

Ein nervöses Zucken um den Mund, die bleiche Farbe und die starren Augen verraten die Aufregung, die ihn erfaßt hat; im übrigen beherrscht er sich äußerlich. Kaum, daß die Hände zittern, die immer wieder und wieder die goldenen Rollen auf Rouge schieben. Denn das Glück hat ihm plötzlich den Rücken gedreht, und nach Art der hartnäckigen, abergläubischen Spieler will er es forcieren.

Doch Rouge verliert beständig. Endlich versucht der hartnäckige Spieler es mit Schwarz und verschiedenen Zahlenkombinationen. Und wieder scheint ihm Fortuna, die launische, zu lächeln. Aber es ist nur das falsche Lächeln der Sirenen, die erst locken und dann töten. Er verliert bald von neuem, und je waghalsiger er setzt, um das Verlorene wieder einzubringen, je mehr verliert er dazu. In atemloser Spannung schaut die Menge diesem wilden, erbitterten Kampfe zwischen Bank und Spieler zu. Die meisten hatten ja Zeit, einzelne hatten wohl auch schon einen solchen Zweikampf mit der Bank ausgefochten, wie ihn der junge Mann, anscheinend ein Deutscher, jetzt führt.

Der Ausgang ist so, wie er meistens zu sein pflegt. Der Stärkere siegt, und das ist hier die Bank, deren Chancen stets die größeren sind, die nur ein leidenschaftsloser Mechanismus ist und über geradezu unermeßliche Hilfsquellen verfügt.

Schließlich blieb dem Wagehals noch ein einziger Tausendfrankenschein übrig. Er zögerte einen Augenblick, wischte sich mit einem roten Seidentüchlein den kalten Schweiß von der Stirn, lächelte ingrimmig und angstvoll zu gleicher Zeit und schob dann den Schein mit einem verächtlichen Achselzucken auf die Null. Sie wird mit dem sechsunddreißigfachen Betrage ausgezahlt; aber freilich sind die Chancen, daß sie herauskommt, nur sehr geringe.

Sie kam nicht heraus, und gleichmütig harkte der Croupier auch diesen Schein mit den anderen Summen ein. Das Spiel zwischen den ungleichen Gegnern war aus. Die große Katze hatte wieder einmal ein armes Mäuslein mit Haut und Haaren verspeist.

Einige hatten zwar geglaubt, der junge Mann würde nun kaltblütig lächelnd eine große Brieftasche herausziehen und ihr einen neuen Haufen von Tausendfrankenscheinen entnehmen; denn wer so waghalsig und vermessen spielte, müßte doch mindestens ein Millionär, ein sehr reicher Mann sein. Aber die Kenner behaupteten das Gegenteil: er sei nur einer von denen, die ihre letzte Habe verspielten oder fremdes Gut angetastet hätten.

Fast schienen sie unrecht behalten zu sollen, denn der junge Herr machte plötzlich eine Bewegung nach seiner Brusttasche, zog die tastende Hand aber schnell wieder zurück. Dann blieb er einige Minuten, während sich das Spiel wieder belebte, während neue Einsätze gemacht wurden und neue Menschen herantraten, still sitzen. Zuletzt stand er langsam auf und verschwand unbemerkt.

Er ließ sich seine Garderobe reichen und spazierte im Schlenderschritt über die große Treppe in den herrlichen Palmenpark hinein, der den vom Kasino, der Spielhölle, gekrönten Hügel umgiebt.

Als er sich hier in den Büschen verloren hatte, trennte er hastig die innere, sorgfältig zugenähte Tasche seines Ueberziehers auf und entnahm ihr ein kleines Couvert mit einem Hundertfrankenschein, der wiederum in ein weißes Blatt eingewickelt war, auf dem sich ein schwarzes Kreuz und die Worte „Memento mori!“ *) befanden.

Der junge Mann lachte auf — ein unheimliches, gezwungenes Lachen war es — schaute mit wildem Blick in

*) Gedenke des Todes!

dies strahlende Paradies von Palmen, Rosen, Veilchen, umkränzt und überwölbt von tiefblauem Meer und Himmel, und murmelte leise vor sich hin: „Ich denke daran! — Aber vorher," so fügte er plötzlich in ganz verändertem Tone hinzu, „vorher will ich frühstücken, will mich noch einmal gütlich thun an dem, was das Leben bietet, und dann, da wir ja doch alle einmal sterben müssen, als ein lachender Philosoph von hinnen gehen."

Er machte eine Bewegung, als ob er etwas Unangenehmes von sich abschüttele, zündete sich eine Zigarette an und schlenderte langsam, eine Tanzmelodie vor sich hin pfeifend, seinem Hotel zu.

Auf der Terrasse des Hotels nahm er sein Henkersmahl ein. Der Pommery hatte seine bleichen Wangen mit einer leichten Röte übergossen. Nichts in seinem Benehmen ließ darauf schließen, daß hier jemand sein letztes Mahl zu sich nehme und bald dem Leben ade sagen wolle.

Er zündete sich eine Havanna an, blies behaglich den blauen Rauch von sich und verlangte die Rechnung für alles — Dejeuner, Logis, Morgenkaffee.

„Der Herr wollen schon abreisen?" fragte der französische Kellner mit jener Mischung von Ehrerbietung und halber Vertraulichkeit, die diesen Leuten besonders hier zu eigen ist, wo die Schicksale so oft wechseln und die Gäste zuweilen die Gefälligkeit der dienstbaren Geister in Anspruch nehmen. — „Gefällt es dem Herrn nicht mehr hier?"

„O ausgezeichnet," antwortete der junge Mann lächelnd, und seinem eleganten Französisch merkte man kaum den Ausländer, gar nicht jedoch den deutschen Accent an, über den sich die Franzosen so gern lustig machen. — „Aber

für mich ist es die höchste Zeit, mich nun endlich davonzumachen."

Auf der anderen Seite der Terrasse, kaum zehn Schritte entfernt, hatten neben einigen Franzosen, die lebhaft miteinander plauderten, der englische Herr und seine hübsche blonde Tochter Platz genommen. Ziemlich schweigsam verzehrten sie ihr Frühstück, nur von Zeit zu Zeit einige englische Worte wechselnd.

Es war dem jungen Deutschen nicht entgangen, daß die junge Dame einigemal neugierig zu ihm hingeblickt und dann ihrem Begleiter etwas zugeflüstert hatte. Die Kleine — in Gedanken nannte er sie so, trotzdem sie gewiß schon achtzehn Jahre zählen mochte — gefiel ihm ausnehmend, sie hatte einen so guten, treuherzigen Blick in ihren großen, graublauen Augen und ein so sympathisches Gesicht. Jetzt riefen sie den Kellner, der eben mit der Rechnung kam, und sprachen leise mit ihm. Dann trat der dienstbare Geist zu ihm selbst heran und legte mit einer höflichen Verbeugung das Papier vor ihn hin.

Die Rechnung für „Monsieur de Betzenburg" — merkwürdigerweise war sein urdeutscher Name richtig geschrieben — betrug gegen neunzig Franken, trotzdem er außer dem jetzt Verzehrten heute morgen nur eine Tasse Kaffee zu sich genommen hatte. Dafür war man eben in Monte Carlo, wo das Geld zwar heiß begehrt wird, aber doch einen geringeren Wert hat als anderswo; das ist in dieser Stadt der Spieler, des unerhörten Luxus und der Millionäre einmal nicht anders. Seine letzten hundert Franken, die er in weiser Voraussicht eingenäht hatte, reichten dazu und zu dem Trinkgeld, das er jetzt dem Kellner zuschob, gerade aus. Wenigstens ging er ohne Schulden von dannen, während andere in seinem Falle wahrscheinlich die Hotelrechnung schuldig blieben, die dann die großmütige Bank einzulösen pflegt.

„Sagen Sie — wer sind die Herrschaften da drüben?" Mit seinen Augen deutete er nach dem Tisch seiner englischen Nachbarn hin.

„Ein Mister White aus Manchester nebst Tochter."

„So — so!" Mit einem Kopfnicken entließ er den Mann, der sich mit höflichem Danke zurückzog.

„Wie merkwürdig der Mensch doch ist!" dachte Arthur, während er nachdenklich den Rauch in kleinen Ringeln von sich blies. „Im Angesichte des Todes, wo ich doch wahrlich andere Gedanken haben sollte, interessiert es mich, zu erfahren, wer dieser mir eigentlich ganz gleichgültige Engländer mit seiner mir ebenso gleichgültigen Tochter ist. Ob er nun White oder Black*), Müller oder Schulze heißt, eine solche Frage sollte sich doch jetzt meinem Hirne gar nicht aufdrängen. Welch ein Unsinn! Doch jetzt ... es ist Zeit."

Er fühlte noch einmal an seine Brusttasche, wo das kleine, blanke Ding steckte, der Schlüssel zu jenem unbekannten Reich, „von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt". Dann zog er bedächtig den hellen Paletot an, denn ihn fröstelte plötzlich — von der See wehte es trotz der warmen Sonne kühl herauf — und ging langsam davon.

Während er in den herrlichen Anlagen zwischen den Palmen und Rosenbüschen umherspazierte, fiel ihm das Wort des Dichters ein: „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen."

Ja, das hatte er sein Leben lang gethan, unter Palmen war er gewandelt, Schaum hatte er geschlürft und Rosen gebrochen. Schön war es gewesen, dies Leben — schön, wenn ihm auch zuweilen in leeren, müßigen, ruhigeren Stunden ein Ekel daran gekommen war. Aber den hatte

*) Weiß oder Schwarz.

er immer wieder überwunden, erstickt und ausgelöscht in tausend Genüssen und Erregungen.

O er war kein gewöhnlicher Lebemann. Er hatte den Genuß zu einer Kunst und zu einer Wissenschaft erhoben, und Kunst und Wissenschaft hatten ihm dazu dienen müssen, den Genuß zu vertiefen, zu erhöhen und zu durchgeistigen.

Er kannte alle Hauptstädte und Museen, alle Galerien und Sammlungen Europas. Und nicht wie ein unwissender Laie hatte er sie durchlaufen, bloß um sie gesehen zu haben: nein, er hatte sich's auch Mühe und Studium kosten lassen. Und auch in der Wissenschaft wußte er Bescheid. In Syrien hatte er auf eigene Kosten Ausgrabungen veranstaltet, und in gewissen archäologischen und ethnographischen Disziplinen konnte er es mit manchem Professor aufnehmen.

Seine Reisen, seine Sammlungen und Liebhabereien hatten freilich riesige Summen verschlungen. Das alles hätte ihn, den Millionär, den Erben seines Vaters und zweier steinreichen alten Tanten, aber nicht ruinieren können. Doch Spiel, leichtsinnige Freunde, Verschwendungen aller Art, die luxuriösen Genüsse, bei denen er sich dann wieder von Studium, Arbeit und anstrengenden Reisen erholte, mit denen er die ermüdeten Nerven von neuem aufstacheln wollte, ließen ihm das Geld unter den Fingern zerrinnen.

Und so hatte er nach und nach seine teuren Anverwandten „aufgegessen", erst das väterliche Erbteil, dann die beiden Tanten.

Und nun hatte er eben den letzten Hundertfrankenschein verausgabt, nachdem ihm der große Coup, den er als letzte Hoffnung versucht, fehlgeschlagen war.

„Kismet! — Es war meine Bestimmung so, und ich will mich nicht beklagen. War es doch schön dies Leben!"

murmelte er, an einen Baum gelehnt, der etwas abseits von den Hauptwegen inmitten schattiger Gebüsche stand.

Wieder fiel ihm ein Dichterwort ein und ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Wie sagte Ibsens Hedda Gabler? „In Schönheit sterben!"

Sollte er warten, bis er im Kote unterging, bis er in Lumpen steckte, bis Elend und Kummer dieses edle, schöne, jugendfrische Antlitz mit tiefen Falten durchfurcht und entstellt hatten? ...

Er war einige Stunden umhergeirrt, ohne es zu merken, wie schnell die Zeit verging.

Er zog seine kostbare Uhr. Schon Drei! Die Sonne hatte ihren Höchstpunkt längst überschritten. Sollte er warten, bis sich die Schatten der Nacht herniedersenkten? In vollem Sonnenglanze, so wie er gelebt, so wollte er von hinnen scheiden. Die Nacht, die unausbleibliche, die kommen mußte, war noch lang genug.

Und langsam schritt er einem entlegenen Teil des Parkes zu. Er liebte es nicht, wenn man ihn in seinem Vergnügen störte — er wollte auch andere nicht stören. Man würde ihn schon zu finden wissen. Waren ja die Selbstmörder hier nichts Seltenes.

Er setzte sich auf eine einsame Bank, zog das kleine Ding hervor, befreite es sorgfältig von seinem Futteral putzte es und —

Ganz versunken in seine Gedanken und diese Beschäftigung, die ihm eine neue, noch nicht gekannte Erregung gab — in den gefahrvollsten Lagen seines Lebens hatte er nie ein so merkwürdiges Gefühl empfunden — hatte er nicht bemerkt, daß ihm jemand gefolgt war.

Als er jetzt aufschaute, stand ein Mann wenige Schritte neben ihm an der Biegung des Weges. War das nicht der Engländer, dieser Mister — White war ja wohl sein Name — der Vater jenes hübschen Mädchens?

Arthur ließ erstaunt die Waffe sinken; dann steckte er sie sorgfältig wieder ein, erhob sich und ging weiter. Aber der Engländer folgte ihm auf fünf Schritte Entfernung langsam nach.

Vielleicht nur ein Zufall. Aber jener hatte die Pistole gesehen und verfolgte ihn offenbar mit der Absicht, den Selbstmord zu verhindern. Er blieb stehen, um den Mann vorbeizulassen; aber auch dieser stand augenblicklich still und sah ihn so unbefangen und ruhig an, als wäre diese Situation die allergewöhnlichste und natürlichste auf der Welt.

„Ich bitte, verfolgen Sie mich nicht. Ich wünsche allein zu bleiben und allein zu sterben, da Sie es doch nun schon wissen!" rief er dem Engländer zu.

„I don't understand French!" *) antwortete der Engländer.

Arthur wiederholte seinen Satz englisch — in einem tadellosen Englisch, wie er denn die sechs Sprachen, die er fließend beherrschte, stets tadellos aussprach.

„Ich bedaure wirklich," sagte der Engländer gelassen in seiner Muttersprache, „daß ich Ihrem Wunsche nicht Folge leisten kann."

„Was soll das heißen, mein Herr?"

„O, bleiben Sie ruhig, Sir! Ich habe schon lange gewünscht, einen Mann zu sehen, wie er sich selbst umbringt, immer vergeblich bisher; immer kam ich zu spät, oder es wurde im letzten Moment nichts daraus. Jetzt endlich scheint mein Wunsch in Erfüllung zu gehen, und jetzt sollte ich Sie verlassen? Niemals!"

Scherzte der Mann? Sollte er lachen oder sich entrüsten? Der englische Gentleman — denn ein solcher schien es zu sein — sprach mit unerschütterlichem Ernst.

*) Ich verstehe kein Französisch.

Ein Original also, das ihn an jenen Engländer erinnerte, der einem berühmten Tierbändiger viele Jahre von Ort zu Ort nachreiste und keine von dessen gefahrvollen Vorstellungen versäumte, um auch ja dabei zu sein, wenn der Bändiger eines Tages von seinen Bestien verspeist werden würde. Im Grunde kam ihm die Sache trotz ihrer bedenklich tragischen Färbung recht komisch vor. Schade, daß er sie nicht mehr mit den nötigen Ausschmückungen in geistreicher Gesellschaft zum besten geben konnte.

„Wollen Sie mich nicht gleich dabei photographieren, Mister —?"

„White — ich heiße White." Und dabei lüftete der Engländer höflich den Hut.

Lachend nannte der junge Deutsche seinen Namen: „Arthur v. Betzenburg. — Und nun möchte ich Sie doch bitten, mich allein zu lassen. Auch ich kann Ihnen leider das ersehnte Vergnügen nicht bereiten. So ganz spaßhaft ist die Sache doch nicht — wenn ich sie auch nicht allzu tragisch nehme. Die Komödie ist aus, und dann entfernen sich die Zuschauer gewöhnlich, mein werter Sir."

„Ich werde mich nicht entfernen," sagte der Engländer ruhig. „Ich werde Ihnen folgen, wohin es auch immer sei."

„Und dennoch muß ich mir die Ehre Ihrer Begleitung entschieden verbitten."

„Thut mir leid!"

Der Englishman kreuzte die Arme und blieb so gelassen stehen, als habe er soeben an der Kasse sein Eintrittsgeld bezahlt und damit das verbriefte Recht erworben, dem erwarteten Ereignis beizuwohnen.

Die Sache fing Arthur allmählich zu langweilen an. Der Mann wurde ihm lästig.

„Nun sagen Sie mir, Sie wunderlicher Mensch,

warum liegt Ihnen denn gar so viel daran, einen armen Teufel sterben zu sehen?"

„Warum sind Sie ein armer Teufel? Ich habe Sie im Kasino viele Tausende verlieren sehen."

„Eben deshalb. Es war mein letztes Geld."

„Wenn es Ihr letztes Geld war, warum verspielten Sie es dann, statt es nützlicher anzuwenden und sich eine Zukunft damit zu gründen?" setzte Mr. White gelassen sein Verhör fort.

„Eine Zukunft?" — Jetzt mußte Arthur wirklich lachen, so daß ihn der Engländer erstaunt und mißtrauisch ansah, ob er etwa plötzlich den Verstand verloren hätte. — „Mein lieber Herr, wenn man eine Vergangenheit hat gleich der meinen, hat man keine Zukunft mehr."

„Was haben Sie denn für eine Vergangenheit?" examinierte der unerschütterliche Angelsachse weiter.

„Nun gut, mein Herr! Da das Schicksal zu wollen scheint, daß ich im letzten Moment einen Beichtiger finde, und da Sie mir doch nicht mehr von der Seite weichen, so will ich mein Vorhaben um kurze Zeit verschieben und Ihnen, dem Fremden, meine Geschichte erzählen. Sie sollen dann selbst sagen, ob ich ein Recht dazu habe, meinem zwecklosen und verfehlten Dasein ein Ende zu machen."

„Gut — sprechen Sie!"

Und als wenn dies die einfachste, natürlichste Sache von der Welt wäre, setzte sich der Engländer neben ihn, schlug ein Bein über das andere und sah ihm fest in die Augen mit dem ruhigen, klaren Blick eines Mannes, der mit sich und der Welt vollkommen im reinen ist.

„Meinen Namen habe ich Ihnen ja schon genannt," fing der junge Deutsche seine Erzählung an. „Es ist der eines alten, ursprünglich süddeutschen Adelsgeschlechtes. Mein Urgroßvater kam als Offizier des großen Friedrich

nach Preußen und heiratete hier eine steinreiche Dame. Sein Sohn und sein Enkel vermehrten noch das Vermögen — kurz, ich erbte von verschiedenen Seiten ein riesiges Vermögen, bevor ich noch mündig war. Es ist mir gelungen, es in etwas weniger als zehn Jahren unter die Leute zu bringen."

„Sie scheinen sehr stolz darauf zu sein," warf Mr. White trocken ein.

„Hm ... jeder Mensch hat seine Bestimmung. Das Schicksal selbst, sein Charakter, seine Neigungen und Anlagen, seine Lebensverhältnisse und äußeren Umstände haben sie ihm vorgezeichnet. Die meine war es, das Erbe meiner Vorfahren in die vier Winde zu zerstreuen. Uebrigens bin ich kein gewöhnlicher Verschwender, mein Herr, der sich in sinnlosen Zerstreuungen allein ruiniert hat. Ich habe — ach! wie Faust, wenn Ihnen diese Schöpfung unseres großen Nationaldichters bekannt ist — zwei Seelen in meiner Brust: die eine ist die eines Künstlers und Gelehrten, die andere allerdings die eines modernen, nach Sensationen lüsternen Genußmenschen, der seine trägen, ermüdeten Nerven aufrütteln will. Wie Sie mich hier sehen, habe ich fast die ganze Welt durchreist. Dies wäre nun nichts Besonderes; aber ich habe zwei Bücher über meine Reisen geschrieben, die ein gewisses Aufsehen machten, und zu denen ich auch die Zeichnungen und Photographien selbst lieferte. Ich habe wichtige Ausgrabungen in Syrien unternommen; ich habe kostbare Gemälde gesammelt und auch etwas davon verstanden; ich habe für Kunstzeitschriften geschrieben und mich sogar ein wenig im geheimen als Dichter und Maler versucht. Das alles hat mich nicht befriedigt —"

„Weil Sie es ohne ernsten Zweck, weil Sie es dilettantisch trieben," warf der Engländer ein.

„Kann sein! — Mir war es freilich stets mehr um

die Erhöhung meines Lebensgefühles, um die Erregung meiner Nerven, als um die Sache selbst zu thun. Aber wie dem auch sei — glauben Sie, daß ein Mensch wie ich, dem das Leben alles geboten hat, was es überhaupt bieten kann, alle Freuden, Genüsse und Schönheiten, selbst die der Wissenschaft und Kunst, glauben Sie, daß dem noch viel am Leben liegt, daß der wie ein gewöhnliches Arbeits- und Herdentier weiterleben und für das tägliche Brot sorgen, um eine solch armselige Existenz den schweren Kampf ums Dasein führen mag?"

„Sie sprechen immer nur von den Genüssen —"

„Ohne Freude und Genuß ist mir das Leben wertlos."

„Und doch kennen Sie die größte Freude des Daseins noch nicht."

„Und welche wäre dies?"

„Die Arbeit um ihrer selbst willen und ein festes Ziel vor Augen haben, dem man unermüdlich, ohne zu erlahmen, zustrebt."

„Aber ich sagte Ihnen ja, ich kenne die Arbeit."

„Nicht die, die ich meine. Sie arbeiteten nicht des Zieles und der Arbeit halber; Sie thaten es, um sich ein Vergnügen zu machen. Und darum erlahmten Sie auch bald wieder, sowie Sie müde zu sein glaubten. Es trieb Sie kein unerbittliches Muß, weiterzustreben und das Werk zu vollenden. Ihnen war die Arbeit eine Erholung vom Vergnügen, während das Vergnügen nur eine Erholung von der Arbeit sein soll. Darum mußten Sie dies Vergnügen auch immer steigern und steigern, gierig nach neuen, unbekannten Genüssen haschen, während dem wirklichen Arbeiter schon die Ruhe allein Vergnügen ist. Ein gutes Buch, eine kleine Reise, ein Spaziergang oder eine schöne Gegend, eine angenehme Unterhaltung und ein gutes Mahl geben ihm Freuden, die die abgestumpften Nerven des Genüßlings nicht mehr reizen."

„Das letzte will ich zugeben, das erstere nur mit einer Einschränkung. Wenn nur das Muß den Arbeiter macht, so würden die Künstler und Gelehrten aufhören, weiterzuschaffen, sobald sie genug erworben haben, oder gar nicht schaffen, wenn sie von Haus aus wohlhabend genug sind."

„Damit wäre dann nur bewiesen," erwiderte der Engländer, „daß Sie kein geborener Künstler, sondern nur ein geborener Dilettant sind. Wir anderen, gewöhnlichen Menschen bedürfen eben des Zwanges."

„Sie geben mir eine bittere Medizin zu kosten, oder wie Ihr Shakespeare sagt: „Dein Trank ist bitter, wackrer Apotheker!" Um so mehr ist mir nicht zu helfen, da ich ein geborener Müßiggänger bin, oder das Geschick mich wenigstens dazu gemacht hat. Nach dem, was hinter mir liegt, kann ich mich nicht mehr ändern."

„Man kann sich immer ändern, wenn man will. Und das ist das Wunderbare, der Segen der Arbeit, daß sie vom Zwange erst zur Gewohnheit und dann zum notwendigen Bedürfnis wird. Nicht allein unsere Künstler und Gelehrten im weitesten Sinne schaffen, getrieben vom inneren Drange, ohne äußeren Zwang; thätige Menschen können schließlich ohne Arbeit nicht mehr leben. Der Drang zum Erwerb, der Ehrgeiz oder einfach: der angeborene Bethätigungstrieb des Menschen führt den Kaufmann, den Offizier, den Beamten und so viele andere auch ohne Muß immer weiter auf seiner Lebensbahn."

„Zu spät — zu spät! Alles erloschen, vernichtet und verschüttet in mir!" sagte der junge Deutsche ernst, und zum erstenmal überflog ein tiefer Schatten sein Antlitz und trübte diese hellen Augen, die dem Tode unerschrocken ins Auge sahen.

„Das käme doch nur auf einen Versuch an," erwiderte der Engländer in freundlichem Tone.

„Soll ich in ein Comptoir eintreten, oder Stallmeister werden, oder für Zeitungen schreiben?"

„Warum nicht? Ich sehe keine Schande darin."

„Schande — nein! Alle diese Leute führen ein viel ehrenhafteres Leben als ich es je geführt. Aber ich kann nicht — kann nicht so weiterexistieren." ... Und stöhnend schlug er die Hände vors Gesicht. — „Zu spät! Ich habe keine Schranken gekannt; alle Pforten öffneten sich weit vor dem Edelmann und Millionär — die Rücken beugten sich — der Raum schrumpfte zusammen. Ich war bald in Asien, bald in Europa, genoß alle Jahreszeiten, alle Feste — das Schönste, was die Völker der Erde hervorgebracht, war mein. Und nun so in dumpfer Enge, von allen Seiten gehemmt, gehindert — von den ehemaligen Freunden nicht mehr gekannt, über die Achsel angesehen — die Sorge um das tägliche Brot... Ich, der ich die Freude brauche wie die Luft ... Nein, ich kann nicht!"

„Die Freude braucht jeder Mensch; doch sie ist ein sehr relativer Begriff. Dem Kind ist sie eine Puppe, dem Backfisch der erste Ball, dem jungen Vater das erste Kind. Und die unzählig kleinen Freuden des Daseins, die sich für den Menschen verdoppeln, wenn er sie teilt, wenn er nicht nur für sein eigenes, kleines Ich, sondern auch für andere lebt."

Arthur v. Betzenburg blickte den Engländer befremdet an. „Ja, wie ist mir denn —? Sie wollten sich ja das Schauspiel nicht entgehen lassen, für dessen Unterlassung Sie jetzt so eifrig plaidieren."

Mr. White lachte verlegen: „Nun, ich — ich nehme eben Anteil an Ihnen."

„Sie haben mich hier nicht zufällig getroffen — Sie sind mir nachgegangen, Mr. White. Sie haben mich verlieren sehen, lasen mein Schicksal in meinen Mienen, meinen Augen — und beschlossen, mich zu retten?"

Und dabei sah er deutlich das Bild der jungen, schönen Engländerin vor sich mit den guten Augen, die ihn so mitleidig angeblickt. Sie, nur sie hatte ihm den Vater nachgesandt.

„Nun — vielleicht ... nehmen Sie an, es sei so: ich habe Sie retten wollen ... Und ich werde Sie retten! Ich werde Ihnen nicht von der Seite weichen, bis Sie mir einen Tag aus Ihrem Leben schenken, einen einzigen Tag — bis morgen, den Sie in meiner Gesellschaft verbringen sollen."

„Einen Tag? — Nun, das könnte ich wohl zugestehen. Noch ein kurzer Tag der Freude und dann —"

„Das weitere wird sich finden," sagte der Engländer kurz. „Kommen Sie! — Ich reise mit meiner Tochter und einem Kammerdiener. Ich werde Sie vorstellen und sagen, daß ich durch einen Zufall Ihre Bekanntschaft gemacht habe. Wir haben einen Ausflug nach San Remo vor. Sie werden uns begleiten. Bis morgen Mitternacht um zwölf Uhr gehört Ihr Leben mir ... auf Wort eines Gentleman. Vergessen Sie das nicht!"

„Nun, das ist eigentlich mehr als zwölf Stunden."

„Wir in England zählen den Tag zu vierundzwanzig," lächte der Engländer. „Und noch eines: Ihre Börse ist natürlich leer. Nehmen Sie dies als Darlehen. Sie können es mir später wiedergeben. — Sie müssen doch unterwegs Ihre Ausgaben bestreiten. — Das eine ist die Konsequenz des anderen," setzte er lebhaft hinzu, als der junge Deutsche sich sträubte. „Ihr Tag gehört mir — Sie sollen ihn in meiner Gesellschaft verleben. Dazu braucht man Geld, und da Sie es nicht haben, müssen Sie es von mir — als Darlehen annehmen."

Er reichte ihm eine Fünfhundertfrankennote, die der junge Deutsche zögernd einsteckte.

„Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.

Und wenn ich es nicht zurückgeben kann — aus gewissen Gründen . . ."

„So haben Sie es mir eben mit Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft zurückgezahlt," lachte der Engländer. „Doch nun nichts mehr davon! Vergessen Sie, daß Sie ohne mein Dazwischentreten mit einem kleinen Loch in der Stirn in einer Blutlache, mit starren, weit aufgerissenen Augen zu Füßen dieser Bank am Boden lägen, daß vielleicht schon einige der fürstlichen Parkwächter neben Ihnen knieten — vergessen Sie das alles und genießen Sie den Tag, den Ihnen der Himmel im wahrsten Sinne des Wortes geschenkt hat! — Aber was haben Sie?"

Arthur war doch etwas bleich geworden, als er die Auffindung seiner Leiche so naturalistisch mit allen Details schildern hörte. Man kann viel Mut haben, solange man im Fieberzustand eines festen Entschlusses ist. Ist das vorbei, hat man einen solchen Vorsatz aufgegeben oder auch nur aufgeschoben, so bebt man davor zurück.

Der junge Deutsche lächelte gezwungen, kehrte der ominösen Bank den Rücken und sagte entschlossen: „Gehen wir! — Es ist nichts."

Und langsam schlenderten sie durch den Park ihrem Hotel zu.

„Sagen Sie mir nur noch eines — es ist nicht müßige Neugier, die mich fragen läßt: Haben Sie keine Verwandten mehr?"

„Nein! Vor einem halben Jahre starb mein letzter Verwandter, ein Bruder meines Großvaters, der als reicher Mann galt und es wohl auch war. Allzuviel Rücksicht mag ich ja wohl nicht auf ihn genommen haben, wenn ich ihm auch von Zeit zu Zeit — er wohnte in Dresden — meinen pflichtschuldigen Besuch machte. Eines Tages sagte er mir: „Mein lieber Neffe, du lauerst auf meinen Tod." — Ich bestritt das, und es war auch wirk-

lich nicht der Fall. — „Nun," fuhr er fort, „jedenfalls hoffst du, mich zu beerben. Aber du bist ein Verschwender, und ich werde dir außer einer kleinen Summe nichts hinterlassen; denn du würdest deinen toten Großoheim genau so aufessen wie deine anderen Verwandten. Du wirst ein schlechtes Ende nehmen; und ich werde mein Geld deshalb wohlthätigen Stiftungen hinterlassen." — Und er hielt Wort."

„Und was ist aus Ihren kostbaren Sammlungen geworden und aus all den anderen Dingen, von denen Sie erzählten?"

„Verkauft — alles fort, unter den Hammer gekommen! Die letzten fünfzigtausend Mark habe ich gestern und heute verspielt."

„Ich habe Sie beobachtet. Sie gewannen eine Zeitlang; aber da Sie wie ein Wahnsinniger spielten, verloren Sie alles wieder."

„Nun ja, ich wollte entweder mindestens zwei Millionen erbeuten — oder gar nichts!"

Sie hatten sich der Terrasse genähert, auf der die junge Engländerin völlig reisefertig mit einem Buch in der Hand saß.

Sie errötete leicht, als ihr der Vater den jungen Deutschen vorstellte.

„Ich habe Herrn v. Betzenburg gebeten," setzte er dann hinzu, „uns nach San Remo zu begleiten, und er war so freundlich, die Einladung anzunehmen."

Während Arthur mit der jungen Engländerin plauderte, beglich Mr. White seine Rechnung und ließ sein und des jungen Deutschen Gepäck auf den großen viersitzigen Reisewagen schaffen, den er bis Genua gemietet hatte.

John, der Kammerdiener, schwang sich auf den Bock, nachdem er den Herrschaften in den Wagen geholfen und

den jungen Deutschen mit verwunderten und etwas mißtrauischen Blicken gemessen hatte. Fort ging es dann in den Frühlingstag hinein angesichts des tiefblauen Meeres, das sich zu ihrer Rechten in wundervoller Klarheit, schaumsprühend und in der Sonne glitzernd, hob und senkte.

Von den Gärten her, die sich, von hohen Mauern umsäumt, gleich einem üppigen, grünen Kranze um diese ganze Küste schlingen, wehte berauschender Duft. Und da saß er nun, der vor einer Stunde noch hatte sterben wollen, dieser bildhübschen blonden Miß gegenüber in einem Wagen, den feurige Rosse zogen.

Es war ihm wie ein Märchentraum.

* * *

Genua, 26. Februar.

Ich lebe noch immer. Sollte das Schicksal noch etwas mit mir vorhaben? Es war eine märchenhaft schöne Fahrt. Ich saß ihr gegenüber — sie heißt Edith. Und sie plauderte ganz allerliebst. Diese Engländerinnen haben doch etwas Natürliches, Gesund-Frisches, was sie vor ihren Schwestern anderer Nationen auszeichnet. Wenigstens fangen diese erst allmählich an, die Engländerinnen hierin zu kopieren.

Miß Edith ist ein liebenswürdiges, frisches und natürliches Geschöpf. Man lernt einen Menschen ja nie besser und schneller kennen, als wenn man mit ihm zusammen reist — und gar so reist, in einem Wagen. Ich habe mir früher in zivilisierten Ländern, wo Eisenbahnen existieren, leider nie die Zeit zu einer derartigen Reise genommen; nur in Südafrika und in Asien bin ich so gereist, und dann waren die Gegend, die Wege, die Gesellschaft und das Gefährt auch danach. Aber in einem schwellenden Landauer, in solcher Gesellschaft und im Paradies der Welt — denn das ist die Riviera wirklich —

eine solche Reise zu machen, das ist ein Hochgenuß, den selbst ich verwöhnter, blasierter Lebemensch nicht kannte.

Mr. White hat mich übrigens angelogen. Es handelte sich durchaus nicht um einen Ausflug nach Ventimiglia und San Remo. Die Herrschaften hatten ihr großes Gepäck von Nizza, wo sie den Karneval mitgemacht, nach Genua per Bahn vorausgeschickt und fuhren nun im Wagen, den sie bereits von Nizza mitgebracht, ebenfalls dorthin. Auch Monaco-Monte Carlo war nur eine kurze Nachtstation für sie gewesen.

In Ventimiglia fuhren wir bei herrlichstem Mondschein in einem Boot weit in die See hinaus. Dann übernachteten wir auch da. Erst am anderen Morgen erfuhr ich von der geplanten Reise. Da dem Engländer ja noch mein ganzer nächster Tag gehörte, so mußte ich zunächst mit nach San Remo.

Dort entspann sich dann gegen Abend folgendes Gespräch zwischen mir und Mr. White:

„Ich werde mich jetzt offiziell von Ihnen und Miß Edith verabschieden, da Sie ja mit dem frühesten weiterfahren."

„Warum wollen Sie uns nicht weiter begleiten?"

„Weil das nicht ausgemacht ist. Und weil man nichts verschieben soll, was man sich vorgenommen hat — so fest vorgenommen wie ich."

„Aber das ist ja ein Unsinn! Man soll sich nur gute und edle Dinge vornehmen. Moral und Religion verbieten den Selbstmord."

„Ich habe leider so vieles in meinem Leben gethan, was nicht damit übereinstimmt, daß ich nun nicht mehr danach fragen kann. Jeder endet, wie er es verdient. Wir haben ein deutsches Sprichwort: Man liegt so, wie man sich bettet. Ich habe mir seit zehn Jahren langsam mein Grab gegraben, und dahinein will ich mich nun

legen. Warum halten Sie mich zurück? Das haben wir ja alles schon im Park von Monte Carlo erörtert. Wenn Sie mir einen Ausweg wissen, ein Lebensziel ... gut! Aber sprechen Sie mir nicht von Arbeit — von der Arbeit, die ich bekommen könnte! Ich bin einmal verdorben dazu."

„Nun gut, ich spreche nicht davon. Aber vorläufig können Sie uns doch nach Genua begleiten."

„Und dann —?"

„Dann über Spezia und Lucca zunächst nach Florenz."

„Sie sind die Großmut selber; aber ich war bisher nicht gewöhnt, jemand zur Last zu fallen, oder um ganz offen zu sein — verzeihen Sie! — von Ihrer Gnade zu leben."

„Sie irren! Sie erweisen mir noch einen Gefallen damit. Und Sie verdienen reichlich Ihre Reisekosten — ja eigentlich gebührt Ihnen mehr als das. Sie sind mir bereits unentbehrlich geworden."

„Sehr gütig, aber —"

„O nein — das ist durchaus keine leere Schmeichelei. Ich will es Ihnen vorrechnen. Ein Reisekurier, wie ihn meine Landsleute meist engagieren, würde mich viel mehr kosten und wäre eben nur ein Kurier, kein angenehmer Begleiter wie Sie. Und unser John hat einfach renommiert, als er mir sagte, er spräche von einer früheren Reise her, die er mit Lord Palmer gemacht, ziemlich gut italienisch. Hat er sich mit den Kellnern, dem Wirt, den Schiffern wirklich verständigen, hat er uns auch nur bei unseren Einkäufen helfen können? — Nein! Ohne Sie wären wir also in großer Verlegenheit gewesen."

„Ja, aber —"

„O bitte, ich bin noch nicht fertig. In Florenz, in Rom erwarte und fordere ich von Ihnen noch mehr als Ihre dolmetschende Sprachvermittelung und Ihre bloße Gesellschaft. Sie sind ein Kunstkenner, ein Stück Gelehrter. Sie kennen die Galerien und Museen."

„Ja freilich! Ich habe sämtliche italienischen Sammlungen genau studiert.“

„Nun also! So etwas ist ja überhaupt gar nicht mit Geld zu bezahlen. Oder glauben Sie, daß ich auf eine Annonce in den „Times“ oder „Daily News“ so leicht einen Reisebegleiter gefunden hätte, der so die Sprache beherrscht, so die Kunstschätze des Landes kennt und erklären kann, zugleich aber auch ein so liebenswürdiger Plauderer und Gesellschafter ist wie Sie — einen, der so mit den Wirten, Kellnern, Kutschern umzugehen versteht, alle Gasthäuser und Lokale kennt und für die praktischen Bedürfnisse so zu sorgen versteht wie Sie? — Oder sind Sie so falsch-bescheiden, das alles ableugnen zu wollen?“

„Nun ja, ich gebe zu, daß ich Ihnen nützlich sein kann, daß ich gerade diese Eigenschaften ... Ich habe sie teuer genug erworben.“

„Um so eher haben Sie Grund, sie jetzt zu verwerten. Ich schlage Ihnen also ganz formell einen Kontrakt vor. Sie bleiben bei uns als Reisebegleiter, Cicerone und Marschall. Ich will Italien gründlich kennen lernen; dann wollen wir Tirol, im Hochsommer die Schweiz besuchen. Außer sämtlichen Reisekosten erhalten Sie ein — Gehalt, dessen Abmessung Sie mir wohl vertrauensvoll überlassen.“

„Mr. White ...“

„Mr. Betzenburg! Verlangen Sie, daß ich mir etwas von Ihnen schenken lasse? Und glauben Sie, daß solche Dienste mit den Reisekosten allein bezahlt sind?“

„Aber ich —“

„Sie scheinen nicht daran gewöhnt zu sein, sich Ihre Dienste bezahlen zu lassen. Aber ich bin ein Geschäftsmann, ein praktischer Engländer, und lasse mich auch bezahlen, wo ich Arbeit leiste. Auch Minister thun das —“

„Sie verstehen mich nicht ... Ich wollte sagen, ich ... das ist doch kein Lebensberuf. Ich war einig mit mir;

die Würfel waren gefallen. Wenn diese Reise nun beendet ist, stehe ich wieder da, wo ich gestern stand."

„Jeder Tag hat seine eigenen Sorgen. Was später sein wird, überlassen Sie dem lieben Gott. Uebrigens, warum kein Lebensberuf? Ich könnte Sie weiter empfehlen. Man wird Sie glänzend bezahlen. In wenigen Jahren könnten Sie ein wohlhabender Mann sein. Und das ungebundene Leben lieben Sie ja, Ortsveränderung und Luxus. ... Der junge Baronet Nevil, mit dessen Vater ich befreundet bin, soll nach Beendigung seiner Studien seine Reise um die Welt machen. Er kann sich keinen besseren Begleiter wünschen — oder wollen Sie auch andere zu Tollheiten verleiten? — und Sie keine angenehmere und besser bezahlte Stellung."

— — — — — — — — — — — — — — —

Na, kurz und gut, ich schlug in die dargebotene Hand ein, und so bin ich wohlbestallter Reisemarschall bei Mr. White aus Manchester.

Nun, ich mache mich ihnen wirklich nützlich. Dieses ebenso schmutzige wie herrliche Genua — Genova la superba — zeige ich ihnen bis in seine verborgensten Winkel, und Mr. White versichert mir täglich, jetzt erst habe er Genuß von seiner Reise.

Nun ja, ich leugne es nicht, ich kann ihnen manches deuten, was sie sonst überhaupt nicht oder nicht in einem solchen Lichte gesehen hätten.

Dies Genua kenne ich nun ganz besonders genau, und das hat seine guten Gründe. Hier habe ich einmal ein Vierteljahr gelebt und ein wirklich interessantes Abenteuer gehabt. Doch daran will und darf ich jetzt gar nicht mehr denken.

Genua hat neben Rom und vielleicht noch vor diesem die schönsten Frauen Italiens — herrliche, stolze Gestalten. Und dennoch verliert die hübsche blonde Engländerin nichts

im Vergleich mit ihnen. Im Gegenteil, alle ihre nordischen Vorzüge heben sich noch, wenn man ihre blonden mit jenen blauschwarzen Haaren, ihre blauen mit den dunklen Augen vergleicht. Und was den Teint betrifft, da steht die Engländerin überhaupt konkurrenzlos in der weiten Welt da. Es ist, als ob die freie nordische Seeluft, die die große Insel umwittert, jene rosig-weiße, durchschimmernde, sammetweiche Hautfarbe hervorgerufen habe, die wir so an ihrer Rasse bewundern. Und nun gar, wenn man die bronzeartige oder Elfenbeinfarbe der hiesigen Weiblichkeit dagegen hält. Bronze und Elfenbein liebe ich — beim Kunstgewerbe, bei Statuetten. Sonst aber . . .

Na kurz, da verschmiere ich mein ganzes Buch und die schönen Siestastunden, um zu konstatieren, daß Edith ein bildhübsches Frauenzimmer ist. Das habe ich auch so schon gewußt.

Im übrigen fängt die Sache an, mir Spaß zu machen. Sie schauen so gläubig auf meine Lippen, wenn ich von den Dorias berichte oder ihnen von den Kunstwerken und Malerschulen erzähle — sie sind so bereit, aufzunehmen und zu genießen, daß es mir wirklich Freude bereitet. Hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß das Mentorspielen so viel Spaß macht. Freilich — eine solche Schülerin! . . . Keine Dummheiten, alter Knabe! Für dich sind Spiel und Tanz vorbei.

Uebrigens, auch Mr. White ist durchaus nicht der spleenige, bocksteife und sonderbare Engländer, wie er in schlechten Romanen und unwahren Theaterstücken geschildert wird, sondern ein sehr feinfühliger, liebenswürdiger, taktvoller und wißbegieriger Mann, der viel gelesen hat und sich bemüht, die Lücken seiner Jugendbildung immer mehr auszufüllen.

Er hat mir seine Schicksale nach und nach erzählt —

nicht ganz ohne versteckte Absicht. Und ich will nicht leugnen, daß ich ihn beneidet und ein leises Schamgefühl empfunden habe, das ich früher nicht kannte.

Er hat die Fabrik — Fabrik konnte man es damals eigentlich kaum nennen — mit drei Handstühlen und zwanzig Arbeitern übernommen, und heute sind es — ich habe die Zahl nicht behalten, aber sie war verblüffend groß. Die Webstühle werden natürlich jetzt mit Dampf betrieben. So groß hat er allein das Unternehmen gemacht. Zu seinem Vergnügen ist er noch nicht viel gereist — auf der Hochzeitsreise im Fluge durch Italien und Deutschland, später in Geschäften nach Paris, nach Indien und zweimal nach Amerika.

„Zu mehr ließen mich die Geschäfte und die kranke Frau nicht kommen, trotzdem auch ich die Reiselust meiner Landsleute in mir verspüre," meinte er. „Jetzt ist mein armes, liebes Weib seit zwei Jahren tot, die Geschäfte sind auf einem gewissen gleichmäßigen Höhepunkte und sollen vorläufig nicht erweitert werden. ... Wozu? Ich habe keinen Sohn. Außerdem habe ich mir einen sehr tüchtigen Vertreter herangezogen ... und da die Kleine nun groß ist und die Welt sehen will, so will ich jetzt mit ihr reisen, um endlich auch die alte Sehnsucht zu stillen."

* * *

Rom, 15. März.

Merkwürdig! Ich hätte nicht gedacht, daß mir das Leben noch einmal so lieb und wert sein könnte. Und dabei kenne ich doch dies Italien gründlich und war schon so abgestumpft gegen seine Reize. Wer mir das noch vor wenigen Wochen gesagt hätte, daß ich es mit neuem, ungekanntem und mit größerem Vergnügen wiedersehen würde als jemals vorher in meinem Leben!

Aber freilich — in solcher Gesellschaft! — Mr. White

ist so frisch in seinem Empfinden, so aufnahmefähig und unblasiert, ein solcher Kunst- und Naturfreund. Wer hätte das von einem Manchester Baumwollfabrikanten seines Alters vermutet!

Und dann Edith — Edith erst! Geradezu entzückend ist es, ihre naive Bewunderung und Freude zu sehen. Und mit welcher Andacht sie mich erklären hört, als ob es Orakelsprüche wären, die ich verkünde. Mein bißchen Weisheit! Ich sagte ihr das auch neulich; da schalt sie mich aus. Sie müsse mich gegen mich selbst in Schutz nehmen — ich wisse sehr, sehr viel, und sie bewundere mich. Nun, das erstere weiß ich besser.

Manchmal — besonders wenn Mr. White ermüdet ist oder wichtiger Geschäftsbriefe wegen zu Hause bleibt und mich vertrauensvoll allein mit Edith fortschickt — manchmal habe ich dann das Gefühl, wir beide seien auf der Hochzeitsreise, und es sei mein junges Weib, dem ich das alles zeige und deute.

Unsinn! — Und auch Unrecht! Mr. White ist mein Wohltäter, mein Lebensretter, und diese reine, holde Blume blüht nicht für mich. Ich habe es verwirkt, meine Augen zu ihr erheben zu dürfen. Sie ist so gut, so edel, daß ich mir wahrhaftig in ihrer Gesellschaft wie ein besserer Mensch vorkomme, wie ein entsündigter Sünder. Und vielleicht bin ich es schon dadurch, daß ich es so empfinde.

Ach, Dummheiten! Wenn der Mensch so leicht von sich abwälzen könnte, was er ein halbes Menschenleben geübt und getrieben hat! ...

Sie hat natürlich keine blasse Ahnung, wie es mit mir steht, und in welchem Verhältnis ich zu ihrem Vater stehe. Mr. White hat mir damals versprechen müssen, seiner Tochter nichts zu verraten, und er ist ein Gentleman. Das merke ich jeden Tag mehr. Nie ein taktloses Wort, nie eine Anspielung!

Neulich hatte ich übrigens ein interessantes Gespräch mit Edith. Es drehte sich um den Unterschied zwischen der antiken und der modernen Welt — ein Thema, das einem hier, wo die Trümmer des alten Rom dicht neben den modernen Bauten des neuen liegen, immerzu aufstößt und dem kaum auszuweichen ist.

Ich spazierte allein mit Edith in den gewaltigen Ruinen des Kolosseums umher, dieses herrlichen Amphitheaters, in dem so viel schuldloses Blut zur Ergötzung einer vertierten Menge geflossen ist.

Wir hatten uns auf zwei jener schon äußerlich gekennzeichneten Sitze in der dem Einlaß für die Tiere gegenüberliegenden Loge niedergelassen, auf denen wahrscheinlich die Kaiser oder die Vestalinnen gesessen hatten. Edith lauschte blitzenden Auges meinen Schilderungen. Wir kamen auf das Sklaventum zu sprechen, und daß es bei den Alten eines freien Mannes unwürdig gewesen sei, sich mit anderen Dingen als der Leitung des Staates, mit Politik und Krieg oder Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen, und daß so viele vornehme und reiche Römer überhaupt nichts thaten, als das Leben zu genießen und ihre politischen Rechte auszuüben.

„Nun — solche Müßiggänger giebt es ja heute auch noch, aber man verachtet sie," rief sie lebhaft. „Denn nicht die Arbeit gilt heute mehr als eine Schande, nur noch das Nichtsthun."

Die liebe Kleine ahnte natürlich nicht, welchen Keulenschlag sie mir damit versetzte. Was würde sie erst von mir denken, wenn sie wüßte, daß ich das Erbe meiner Väter so schmählich verthan, so leichtsinnig und unsinnig in alle Winde verstreut habe.

Ich versuchte eine leise Entschuldigung, sprach etwas vom „Genießen der Schönheiten der Natur und Kunst", von einer „beschaulichen Lebensweise" à la Orient und In=

dien, die manchen Menschen als die angemessenste erscheine, und so weiter. Aber sie erwiderte sehr heftig, gerade solche Günstlinge des Glücks hätten erst recht die Verpflichtung, der Welt und ihren Mitmenschen zu nützen, weil ihnen nicht so die Flügel beschnitten seien, wie den meisten anderen Menschen.

Wahr — wahr, nur allzuwahr, kleine achtzehnjährige Weisheit!

„Sehen Sie zum Beispiel unsere großen englischen Aristokraten, unsere Landlords. Vielen von ihnen legt schon der ausgedehnte Grundbesitz arbeitreiche Pflichten auf; sie widmen sich der Verwaltung ihrer Güter, der sozialen Besserstellung und geistigen Hebung ihrer Untergebenen —"

„Soweit sie ihre Güter nicht verpachtet haben bis auf einen Landsitz mit Villa, Park, Jagd und Fuchshatz," warf ich ein.

„Dann widmen sie sich dem Staate," verteidigte die stolze Britin ihre Landsleute. „Andere sind Offiziere, Parlamentarier, und neuerdings widmen sie sich sogar der Industrie. Herzoginnen haben bei uns Modesalons eröffnet und Peers von England beteiligen sich an Fabriken und geschäftlichen Unternehmungen aller Art."

„Aus Gewinnsucht," warf ich pessimistisch ein.

„Mag sein! Aber sie gehen doch nicht müßig. Warum verteidigen Sie den Müßiggang? Man hat mir gesagt, daß sich gerade Ihr deutscher Adel fast ausnahmslos, bis zu den Prinzen von Geblüt, dem Heeres- oder dem Staatsdienste widmet. — Sagen Sie mir, warum sind Sie, ein deutscher Edelmann, eigentlich nicht Offizier oder Staatsbeamter? Warum haben Sie sich um keinen Parlamentssitz beworben? Was sind Sie eigentlich?"

„Nun — so ein Stück Gelehrter, wenn Sie wollen. Ich erzählte Ihnen ja, daß ich einige Bücher geschrieben

habe, die ich Ihnen geben werde, wenn Sie erst ordentlich deutsch lesen und sprechen können."

Ich wollte ablenken, aber sie ließ nicht locker.

„Nun ja, nun ja — das ist ganz hübsch! Aber genügt Ihnen das? Wollen Sie nicht einem bestimmten Ziel nachstreben, sich um eine Stellung an einem wissenschaftlichen Institut bewerben?"

Ich als Professor?! Eigentlich köstlich! Du ahnungsloser Engel du!

„Wie meinen Sie das?" stammelte ich verlegen.

„Nun, ich meine . . . Sie haben Ihre Reisen beschrieben. Das genügt nicht; derlei thut man nebenbei. Sie müssen einen bestimmten Beruf ergreifen, sich einer bestimmten Wissenschaft widmen."

Sie setzte mir das ganz klar auseinander und trieb mich so lange in die Enge, bis ich ihr versprach, mich als Privatdozent der Kunstgeschichte an einer Universität zu habilitieren. Gar kein übler Gedanke! Ich könnte es so gut wie mancher andere; der Doktortitel ist schließlich bald erworben. Aber es gehört Geld dazu, um einige Jahre leben zu können. Und das habe ich nicht — und Kraft und Geduld und Trieb und Lust, etwas zu werden, auch nicht mehr.

Vorbei, vorbei! Die Flügel sind verbrannt, geknickt. Und ohne Flügel erhebt man sich nicht mehr. Und doch giebt es Stunden, in denen ich das Gefühl habe, sie wachsen mir wieder. Unsinn — wäre ganz gegen das Naturgesetz!

* * *

Rom, 23. März.

Wir sind noch immer hier und wollen bis über das Osterfest bleiben. Das Wetter ist paradiesisch. O, und die Welt ist so schön! . . .

Mir graust manchmal, wenn ich daran denke, daß ich

ohne Mr. Whites Dazwischenkunft jetzt in Monaco eingescharrt läge — zwischen vier kleinen Brettern. An die Zukunft will ich gar nicht denken, nur die herrliche Gegenwart genießen. Das habe ich freilich stets gethan — und wohin hat es mich gebracht?

Gleichviel! Begehe ich doch jetzt wenigstens nichts Böses und trage zur Belehrung und Unterhaltung, zum Wohlergehen und zur Behaglichkeit zweier Menschen bei, denen ich aufrichtig zugethan bin. Mr. White liebe ich wie einen Vater, und Edith... Nein, nein — nimm dich zusammen, alter Freund!

Daß auch ich ihnen sympathisch bin, lassen sie mich ja merken. Sie sagen es mir oft genug, wie froh sie sind, meine Begleitung gefunden zu haben, ohne die sie von der Reise nur die halbe Freude und den halben Nutzen hätten.

Nur Mister John scheint anderer Ansicht zu sein. Von Anfang an kam er mir mit Mißtrauen und schlecht verhehlter Abneigung entgegen. Seine grünen Katzenaugen funkeln mich oft haßerfüllt an, wenn er sich unbeobachtet wähnt. Er fühlt sich durch mich beiseite geschoben, zurückgesetzt, seiner wichtigsten, unentbehrlichsten Eigenschaften entkleidet.

Er hatte den Dolmetsch machen wollen. Da er angeblich ziemlich fertig französisch, italienisch und deutsch spricht, hatte ihn Mr. White als Kammerdiener und Reisemarschall engagiert. In Paris brauchten sie seine Sprachkenntnisse nicht, da Edith fließend französisch spricht, mit seinem Italienischen aber ist es nicht weit her, so daß ich seine gesamten Dolmetsch- und Marschallsfunktionen übernommen habe.

Ich bezahle alle Rechnungen und Einkäufe, ich unterhandle mit den Kutschern, Kastellanen, Führern 2c. und habe die Verwaltung der Reisekasse. Und das scheint dem

ehrenwerten Mister John ganz besonders zuwider zu sein. Ich mißtraue ihm gründlich.

Mr. White sagte neulich: „Sie scheinen entschieden mehr ökonomische Talente für andere zu besitzen, als für sich selbst.“ Das war der einzige Stich, den er mir jemals gab. „Uebrigens auch mehr als John; denn wir brauchen jetzt weniger zu vieren als vorher zu dreien.“

„Sollte das nicht daher kommen, daß John mehr ökonomisches Talent — für sich selbst besitzt als ich?“ Ich machte eine pantomimische Bewegung, die durchaus nicht mißzuverstehen war.

„Möglich!“ meinte Mr. White achselzuckend. „Aber ich kann es ihm nicht nachweisen, und außerdem brauche ich ihn. Wo soll ich hier einen guten englischen Kammerdiener herbekommen? Und einen anderen kann ich nicht gebrauchen.“

„Nun, der gute John ist ja jetzt auch unschädlich, seitdem ich die Kasse verwalte. — Woher haben Sie ihn eigentlich?“

„Ich annoncierte kurz vor der Reise, und da meldete er sich mit vorzüglichen Zeugnissen von Lord Palmer. Und so habe ich ihn engagiert. Aber ich glaube kaum, daß ich ihn in England behalten werde.“ . . .

Es scheint mir, als ob der brave Mann, den ich schon zu wiederholten Malen an den Thüren der Zimmer getroffen habe, in denen man sich gerade unterhielt, auch dieses Gespräch belauscht hat, denn er funkelte mich an dem Tage noch einmal so grimmig an, war aber sonst von kriechender Freundlichkeit und Demut.

* * *

Rom, 26. März.

Warum führt mich der Himmel in Versuchung? Ich will nicht Mr. White gegenüber als ein Undankbarer dastehen, und das wäre ich, wenn ich Ediths reine, erste

Herzensneigung, die sie aus Mangel an Gelegenheit keinem Würdigeren zugewendet — sie ist erst seit einiger Zeit aus einem französischen Pensionat in die Welt getreten — mir gewissermaßen erschleiche. Anders kann ich es nicht nennen.

Meine Lage oder Stellung, wenn ich so sagen darf, giebt mir täglich Gelegenheit, mit ihr zusammen zu sein, ihr Ritterdienste zu leisten, die Schönheiten der Natur und der Kunst gemeinsam mit ihr zu genießen und mit meinen Kenntnissen vor ihr zu prunken. Sie hält mich für einen hervorragenden und reichen Mann, der sich eines Tages auszeichnen, eine große Stellung einnehmen wird. Und dabei bin ich doch nur ein gescheitertes Wrack.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, denn ich kenne die Frauen und bin kein eitler, eingebildeter Narr. Erst gestern, als wir den berühmten Gründonnerstag-Lamentationen in der Peterskirche lauschten, hatte ich Gelegenheit, es zu bemerken.

Wir hatten Ediths Vater im Gedränge verloren, und ich bot ihr den Arm, damit die Menge nicht auch uns voneinander trenne.

Als nun diese ergreifenden, wehmütigen Klagegesänge immer leiser und leiser wurden, um schließlich ganz zu verhauchen, als ein Licht nach dem anderen erlosch, da fühlte ich sie an meinem Arme zittern. Ihre Augen standen voll Thränen, und sie sah mich mit einem Blick an, mit einem Blick, so rührend unschuldsvoll, so vertrauensselig hingegeben, so voll zärtlicher und zarter Zuneigung, daß ich hingerissen ihren Arm fest an meine Brust drückte. Und sie errötete sanft und — erwiderte diesen Druck. Es war eine wortlos stumme Liebeserklärung, aber sie wurde von beiden Seiten verstanden. In dem schmachtenden Blick ihrer schönen, blauen Augen lese ich das unschuldige geheime Einverständnis, eine stumme Frage, die

Antwort erheischt — eine Antwort, die ich doch nicht geben kann.

Ich möchte fort — entfliehen, und doch hält sie mich wie mit eisernen Banden fest. Und Mr. White ist so harmlos vertrauensvoll. Hätte er mich doch sterben lassen!

* * *

Neapel, 6. April.

Mein Scharfblick und meine Menschenkenntnis, die ich so teuer erkauft habe, scheinen sich wieder einmal zu bewähren. Eine tolle Geschichte, die ich hier aufzeichnen will, ehe ihre Einzelheiten dem Gedächtnis entschwinden!

Ein kostbarer Ring, ein großer, wasserheller Diamant, fehlte Mr. White plötzlich. Er fragte seine Tochter, mich und auch John. Der Ring fand sich trotz alles Suchens nicht mehr. Schließlich wurde der Wirt benachrichtigt, der ganz gegen unseren Willen, jedoch, wie es scheint, von John beeinflußt, den kein Mensch verdächtigt hatte, die Polizei herbeirief. Ein sehr höflicher, gebildeter Kommissar, der übrigens perfekt englisch sprach, erschien mit zwei Begleitern, fragte einiges und erklärte dann, bei mir und bei John die Koffer untersuchen zu müssen. Mr. White protestierte lebhaft: ich käme überhaupt als sein Freund und Begleiter gar nicht in Frage, und auch gegen John habe er keinen Verdacht. — Notabene, als ob John, wenn er den Ring wirklich genommen, ihn in seinem Koffer verwahren würde, als ob ein Dieb nicht Hehler finden oder sich seines Raubes auf andere Weise entledigen könne!

John erklärte, es sei ihm sehr lieb, seine — übrigens gar nicht angezweifelte Unschuld nachweisen zu können. Auch ich verbeugte mich zustimmend und lieferte meine Schlüssel aus.

Der Ring wurde gefunden — in m e i n e m Koffer, wo er, nachlässig in Papier eingewickelt, in einer Tasche meiner Frackweste steckte.

Ich wurde bleich bis in die Lippen, und auch Mr. White und Edith erblaßten.

Mr. White faßte sich zuerst und sagte schnell, ehe der Kommissar etwas zu bemerken im stande war:

„Mein Gott, wie dumm und vergeßlich ich bin! Ich habe Sie und Ihre Leute umsonst herbemüht. Ich selbst habe den Ring in jene Tasche gesteckt. John hatte vor einigen Tagen — ich glaube, als wir zur Oper gingen — die beiden Frackwesten beim Reinigen vertauscht. — Still, John — kein Wort! Es ist so, wie ich sage, denn ich bemerkte es zufällig beim Ausziehen und legte Ihnen, lieber Freund" — zu mir gewendet — „das Kleidungsstück selbst in Ihr Zimmer. — Still, John — es ist so! Willst du mir widersprechen?"

„Und der Ring?" fragte der Kommissar zweifelnd.

„Den Ring habe ich selbst abgezogen und in die Tasche gesteckt, da ich ihn seiner Auffälligkeit wegen ungern in einem fremden Lande trage. Es ist so, mein Herr, wie ich es Ihnen sage. Ich, der Besitzer, erinnere mich deutlich, ihn abgezogen, in Papier gewickelt und in die Tasche jener Weste gesteckt zu haben, die ich meinem Freunde und Begleiter, ohne daß er es wußte, in sein Zimmer legte. So etwas träumt man doch nicht! Er hat das Kleidungsstück dann ahnungslos in seinen Koffer gepackt. — Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung für die unnütze Störung und will Ihre Leute gern entschädigen."

„O bitte — das ist einfach unsere Pflicht! — So habe ich hier nichts mehr zu suchen."

Und mit einem ironischen Blick auf mich zog er mit seinen Leuten ab. Mr. White schickte John hinaus.

Ich stand wie erstarrt. „Ist das wirklich wahr, was Sie da eben erzählt haben, Mr. White?" stammelte ich.

„Nein! Ich wollte nur die Polizei los werden."

„Ja, aber dann —“

„Dann ist hier ein gemeiner Streich gegen Sie verübt worden, um Sie bei mir zu verdächtigen. Aber Sie sehen, es ist nicht gelungen.“

„Sie glauben an mich?“

„Wie an mich selbst, mein Freund.“

Mir kamen bei diesen Worten des edlen Mannes die Thränen in die Augen; ich ergriff seine Hand und schüttelte sie heftig, um meine Rührung zu verbergen.

„Ich danke — danke Ihnen. Und was glauben Sie?“

„O, ich glaube jetzt ganz einfach, was Sie schon früher behaupteten, daß dieser John ein ausgemachter Schurke ist, und daß wir —“

Ich war, während er diese Worte sprach, einem inneren Antriebe folgend, mit unhörbaren Schritten zur Thür gegangen, die auf den Korridor führte, und riß sie ganz plötzlich auf. John, der Lauscher an der Wand, taumelte erschrocken zurück.

„Was machen Sie hier?“ rief ich streng.

„O — ich wollte nur fragen, ob ich den Thee bringen soll,“ erwiderte der Bursche schnell gefaßt; aber seine grünen, kalten Augen, die mich so falsch, mit schlecht verhehltem Haß anblitzten, straften seine devoten Worte Lügen.

„Man wird Sie rufen, wenn man Ihrer bedarf.“

Ich schloß die Thür ab, und wir zogen uns in das an den Salon anstoßende Zimmer Mr. Whites zurück, das keine Thür nach dem Korridor hatte und jetzt sicher vor jedem Lauscher war, um hier Kriegsrat zu halten.

Wir erwogen noch einmal alle Möglichkeiten, kamen aber schließlich immer wieder zu dem Resultat, daß dies ein Streich Johns gewesen sein müsse.

Mr. White faßte die Sachlage folgendermaßen zusammen: „Da ich Ihnen ebenso vertraue wie mir selbst oder meiner Tochter; da ein wirklicher Dieb den Ring einfach

gestohlen hätte; da zu dem Juwelenkästchen nur John den Schlüssel erhalten, nämlich einfach nehmen konnte: so hat er, nur er den Ring dahingelegt, wo man ihn fand. Und daß er gleich zur Polizei lief und die Sache an die Oeffentlichkeit zerrte, während ihn doch kein Mensch beschuldigt hatte, spricht ebenfalls gegen ihn. Und seine Gründe kennen wir ja. Er haßt Sie, mein Freund, und hoffte, wenn er Sie erst von meiner Seite entfernt hätte, daß ich ihm dann die Kasse wieder anvertrauen würde, die er so zu seinen Gunsten ausnützen wollte, wie er es, ich bin dessen jetzt ganz sicher, bereits im Anfang unserer Reise gemacht hat."

„Und es wäre ihm beinahe gelungen, wenn Sie an mir gezweifelt oder nicht im letzten Moment Ihre Geistesgegenwart wiedergefunden hätten. Nicht jeder würde so vertrauen und so handeln wie Sie, edelmütiger Mann."

„Ah bah! — Ich werde John sofort entlassen."

„Thun Sie das nicht!"

„Wie — Sie raten mir davon ab?"

„Ja — und ich habe meine guten Gründe dazu. Auch ich glaube, daß nur er uns diesen Streich gespielt; doch wir können es ihm nicht beweisen. Aber der Bursche weiß jetzt, daß ihm das alles nichts hilft, daß er nicht so leicht Zwietracht zwischen uns säen kann. Er wird seine Entlassung erwarten und sehr überrascht sein, wenn er sie nicht erhält. Sobald er sieht, daß er Sie und mich nicht auseinander bringen kann, wird er sich bescheiden und sich die angenehme, einträgliche Stellung nicht noch einmal verscherzen wollen. Glauben Sie mir, ich kenne die Menschen; er wird jetzt Ruhe geben."

„Ich mißtraue stets, wo ich zum Mißtrauen einmal Grund fand. Ein Lump wird stets wie ein Lump handeln. Und welche Rücksicht soll ich auf den Burschen nehmen? Es ist zwar sehr edelmütig von Ihnen —"

„O, nicht die Rücksicht auf diesen Halunken — nur auf Sie selbst, Sir! Wo bekämen Sie hier einen gewandten englischen Kammerdiener her? Warum wollen Sie sich selbst Unbequemlichkeiten bereiten?"

Mr. White meinte zwar, wir würden es eines Tages bereuen; aber schließlich einigten wir uns dahin, den Burschen so lange zu behalten, bis Mr. White sich einen anderen Diener aus England habe nachkommen lassen. Noch heute wolle er nach Hause schreiben. Der neue solle dann direkt nach Palermo kommen, wohin wir schon morgen aufbrechen wollen.

* * *

Palermo, 10. April.

Die Fahrt von Neapel hierher war unvergleichlich schön. Edith war so lieb und gut. Ich sollte entfliehen, aber ich kann nicht, kann nicht mehr fort aus dem Zauberbann ihrer Augen. Unglücklicher Narr, schlage dir das aus dem Kopf! Was soll daraus werden?

* * *

Palermo, 19. April.

Es ist kein Traum; ich sitze wieder vor meinem Tagebuch, und sie sitzt neben mir und ruft mir jede Einzelheit ins Gedächtnis zurück, damit ich sie niederschreibe, ehe sie der Erinnerung entschwindet, obschon das kaum möglich ist. Doch wie anfangen?

Edith lacht und sagt: „Mit dem Anfang." Nun gut — also der Reihe nach!

Für den vorigen Mittwoch hatten wir eine kleine Bergtour in die südlich von Palermo von West nach Ost ziehenden Nettunischen Berge geplant, über Misilmeri nach Caccamo, eine Gegend, die abseits vom großen Touristenverkehr liegt.

Es war noch früher Morgen, als das Fuhrwerk be-

reit stand, um uns alle vier davonzuführen. Da im letzten Augenblick kamen noch wichtige Briefe für Mr. White, die eine schnelle und ausführliche Erledigung erheischten.

Wir machten etwas enttäuschte Gesichter. Der Morgen war herrlich, und wenn man einmal ein Vergnügen geplant hat, giebt man es ungern wieder auf. Auch hatten wir uns auf eine Vogeljagd gerüstet. Ein Geier oder Adler, so hoffte ich, sollte mir zum Schuß kommen.

Mr. White, gütig wie immer, sagte daher schnell: „Ihr, meine Lieben, sollt euch dadurch nicht abhalten lassen. Ich kann Edith Ihrem Schutze anvertrauen, das weiß ich."

Und damit küßte er seine Tochter auf die Stirn und reichte mir zum Abschied die Hand. Ich wollte einige Einwendungen machen, so sehr es mich auch freute, einen ganzen Tag allein mit ihr zu verbringen. Aber er hörte mich gar nicht an und schob uns schnell in den leichten Wagen, der mit den landesüblichen Maultieren bespannt war.

„Und pünktlich wieder heimkommen!" rief er uns noch nach, als das Gefährt bereits davonrollte.

Es war herrlich. Wir beide allein im Wagen, inmitten dieser üppig prangenden Natur, durch die uns unser flinkes Maultiergespann mit Windeseile trug. Vor uns auf dem Bock saßen zwei schweigsame Gestalten, der steife John in seiner eleganten Interimslivree und der malerische Vetturino. Unter den blauschwarzen Haaren, die ein rotes Netz umschloß, blickten seine blitzenden Augen ernst, fast düster in die Welt. Dieses unglückliche Volk, dessen ehemals so blühende Insel, einst die Kornkammer des Altertums, durch die Mißwirtschaft der Regierung und den Druck der Großgrundbesitzer verarmt und ausgesogen ist, dieses Volk, in dem sich griechisches, römisches, afrikanisches und semitisches Blut gemischt haben, trägt das Gepräge

eines feierlichen Ernstes, einer düsteren Schwermut und Melancholie zur Schau.

Je näher wir dem Gebirge kamen, je kahler und ernster wurde die bisher so üppige Landschaft. Nicht weit hinter Misilmeri machten wir unter einigen großen Steineichen und Oelbäumen Halt, um ein kleines Frühstück aus den mitgenommenen Vorräten einzunehmen.

Der Kutscher schirrte die Maultiere ab; wir lagerten uns und benutzten einen großen Felsblock als Tisch. Da, gerade als wir beim besten Schmausen waren, standen plötzlich, wie aus dem Boden gezaubert, fünf verwegen aussehende Männer vor uns, die uns ihre Flinten entgegenhielten.

Edith wurde totenblaß und stieß einen lauten Schrei aus; John sprang erschrocken auf; nur der Kutscher blieb gelassen sitzen, als ob er an dergleichen gewöhnt sei oder mit den Banditen unter einer Decke steckte.

Ich wollte an den Wagen zu meiner Flinte stürzen, aber der stattlichste der Banditen, wohl der Capitano der Bande, gab mir höflich, aber sehr entschieden den guten Rat, ganz still sitzen zu bleiben, wenn ich nicht die nähere Bekanntschaft ihrer Doppelflinten machen wolle.

„Es geschieht Ihnen und der Signorina nichts. Liefern Sie zunächst ab, was Sie an Geld und Schmuck und Wertsachen bei sich haben!“ rief er in einem ziemlich dialektfreien Italienisch.

Ich beruhigte Edith mit einigen raschen, leisen Worten und tröstete sie damit, daß wir ja nicht viel Geld und Wertsachen bei uns hätten, und daß die Räuber hierzulande sehr höflich und ritterlich zu sein pflegen, sobald sie nicht auf Widerstand stoßen, der hier gegen eine solche Ueberzahl unmöglich sei.

Wir leerten also alle unseren Taschen. Das Ergebnis war mager: etwa hundert Lire, meine goldene, sehr wert-

volle Uhr, eine dito Johns und ein Ring Ediths, der einzige, den sie stets trug. Im Wagen fanden sich noch etwas Mundvorrat, Wein und zwei Flinten, die sofort von den Räubern beschlagnahmt wurden.

„Es thut mir leid, Capitano," sagte ich nicht ohne eine gewisse Ironie, „daß die Ausbeute so gering ist. Hätten wir vorher gewußt, daß wir die Ehre haben würden, Sie hier zu treffen, Signori, so würden wir uns besser vorgesehen haben."

Da ich sah, daß sich die Kerle sehr gesittet und anständig benahmen, so fand ich Humor genug, sie einzuladen, das Frühstück mit uns zu teilen. Meine Absicht, Edith durch diese kordiale und furchtlose Art Mut zu machen, gelang mir auch vollkommen.

Sie, die jetzt schon ganz leidlich Italienisch versteht, lächelte ein wenig, und das erste schwache Rot huschte wieder über ihre bleichen, verängstigten Züge.

Der Capitano neigte leicht den Kopf und sagte mit stolzem Lächeln: „Beendigen Sie Ihr Pranzo. Es kann bis Abend dauern, ehe Sie wieder etwas zu essen bekommen."

Ich sah ihn verblüfft an. „Wie meinen Sie das, Capitano?"

„Nun, ganz einfach! Sie und die Signorina und einer von diesen beiden Burschen werden uns folgen. Es wird Ihnen an nichts fehlen, und man wird Sie gut behandeln, bis das Lösegeld kommt."

„Lösegeld?!" stammelte ich erschrocken.

„Ja, einer von diesen Burschen wird meine Befehle nach Palermo bringen."

„Aber man wird uns nicht auslösen."

„Man wird es thun. Der reiche Inglese, der Vater der Signorina, wird das Geld herschicken. Wir werden es billig machen: fünfzigtausend Lire für alle."

Und ohne sich weiter um uns zu kümmern, trat er zu seinen Gefährten, die etwas abseits standen, ihre Flinten schußfertig in der Hand, und sprach eifrig auf sie ein. Darauf zog er ein Papier aus der Tasche, das schon zu diesem Zweck vorbereitet zu sein schien, und kritzelte mit einem Bleistift einiges darauf, immer im eifrigsten Wechselgespräch mit den Seinen.

Wir anderen, bis auf den italienischen Wagenführer, der apathisch bei seinen ausgeschirrten Maultieren stand, blickten uns verblüfft und wohl auch erschrocken an.

„Woher wissen diese Leute, daß wir hier vorbeikommen mußten? Der Ueberfall war offenbar geplant," sagte ich flüsternd. „Und woher kennen sie unsere Verhältnisse? Sollte der Kutscher —?"

„Aber er hat doch erst heute früh erfahren, wohin der Weg geht," meinte Edith.

„Im Hotel wissen sie es aber schon seit gestern, da die Herrschaften sich nach dem Weg und den näheren Angaben ganz offen erkundigt haben," erwiderte John schnell.

„Nun — und was glauben Sie, John?"

„Wer kann das wissen, Sir?" sagte der Engländer achselzuckend. „Vielleicht" — sein Flüstern wurde fast unhörbar, während er sich scheu umsah, ob kein Lauscher in der Nähe — „vielleicht hat diese fürchterliche Maffia*) die Hand im Spiel, vor der sich hier alle fürchten —"

„Die Maffia? . . . Ja, das wäre möglich! Auch mich hat man vor der Maffia gewarnt und mir alle möglichen Schauergeschichten erzählt, die ich leider nicht geglaubt habe. Uebrigens habe ich nur dem Wirt von unserem Vorhaben erzählt. Es ist doch kaum anzunehmen, daß er —"

---

*) Ein Geheimbund auf Sizilien, der gleich der Camorra in Neapel Erpressungen und Ausbeutung auf allen Lebensgebieten zum Zweck hat.

„Warum nicht, gnädiger Herr?"

„Ja, ja, — Sie haben recht, John! Sollen doch sogar Mitglieder der Polizei und der höchsten Stände diesem geheimnisvollen Verbrecherbunde angehören."

„Uebrigens," fügte John hinzu, „habe ich einige Worte mit dem Oberkellner über die beabsichtigte Partie gesprochen."

Ich winkte den schweigsamen Vetturino heran und fragte ihn um seine Meinung.

„Maffia!" sagte er lakonisch.

„Jedenfalls scheint es mir das beste, zunächst weiter zu frühstücken, um Kräfte zu sammeln," rief ich lachend, um Edith aufzumuntern, die leise weinte. „Da so etwas ja schon öfters vorgekommen ist, und diese Leute stets ihr Räuberwort zu halten pflegen — schon um sich den Kredit für später nicht zu verscherzen, so können wir ziemlich unbesorgt den kommenden Dingen entgegensehen, sobald nur das Lösegeld pünktlich gezahlt wird. Und daran wird es Ihr gütiger, besorgter Vater gewiß nicht fehlen lassen!"

„Sie haben recht, und es wäre kindisch, sich zu fürchten," rief das mutige Mädchen — und gewaltsam ihre Thränen unterdrückend, fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu: „Finden Sie nicht, daß man uns ziemlich niedrig taxiert? Fünfzigtausend Lire . . . bah —"

„Um Gottes willen, sagen Sie das nicht so laut, sonst verlangen sie das Doppelte! Uebrigens sind fünfzigtausend Lire ein ganz anständiges Sümmchen für ein so leichtes und schnelles Geschäft."

Und ich kann wohl ohne Renommage sagen: wir ließen uns das Frühstück trotz der Ehrenwache, die uns nicht aus dem Auge ließ, ganz vortrefflich schmecken.

Gleich darauf trat der Capitano heran und sagte, an mich als das Haupt unserer Reisegesellschaft gewendet: „Wir werden für die Signorina ein Maultier zurechtmachen, da uns der Wagen nicht folgen kann. Mit dem anderen

Maultier und dem Wagen soll der Kutscher so schnell als möglich nach Palermo zurückkehren. Ihr Diener da überbringt diesen Brief, in dem ich sechzigtausend Lire Lösegeld verlange —"

„Sie sprachen vorhin von fünfzigtausend," erlaubte ich mir einzuwenden.

Der brave Capitano überhörte den Einwurf und fuhr unerschüttert fort: „Das Lösegeld soll bis morgen nachmittag um zwei Uhr von Ihrem Diener hierher gebracht werden, an diesen selben Ort, wo ihn einer meiner Leute in Empfang nehmen und zu unserem Lager führen wird. Wir werden Sie dann entlassen und nach einem bewohnten Ort bringen, von dem Sie leicht nach Palermo zurückgelangen können. Ist das Geld bis übermorgen zur bezeichneten Stunde nicht in unseren Händen, so müssen Sie sterben. Auch beim geringsten Versuch, uns durch die Carabinieri aufzuheben, sind Sie des Todes — und wehe den Verrätern!"

Es lief mir doch etwas kalt über den Rücken, als ich ihn so gelassen von unserem Tode reden hörte. So unwahrscheinlich es war, daß man uns im Stich lassen würde, so hing unser Leben doch schließlich von mancherlei Zufälligkeiten ab, die sich noch im letzten Augenblick als Hindernisse zwischen unsere Befreiung schieben konnten.

Und blitzschnell fuhr es mir durch den Kopf: Du, der du noch vor wenig Wochen fest entschlossen warst, dir den Tod zu geben, du fürchtest ihn jetzt. — Was für sonderbare Geschöpfe wir Menschen doch sind! Freilich — zwischen damals und heute lag eine Welt . . . und Edith! — Ihretwegen ließ ich mir auch nichts merken, sondern erörterte nur in kühl geschäftsmäßiger Form die näheren Einzelheiten des „Geschäftes".

Ich schrieb einige flüchtige Bleistiftzeilen in mein Notizbuch, die John für Mr. White mitnehmen sollte, in denen

ich das Wichtigste wiederholte, um baldige Erlösung bat und versicherte, daß er sich nicht zu ängstigen brauche, da die Briganten uns sehr höflich behandelten.

Auch mündlich besprach ich noch alles einmal aufs genaueste mit John, ersuchte ihn um möglichste Geheim- und absolute Fernhaltung der Polizei, die ja in solchen Dingen und in diesem Lande ohnmächtig ist und uns nur nutzlosen Gefahren, ja dem sicheren Tode aussetzen würde.

Der Capitano versicherte John, es würde ihm nichts geschehen, sobald er ganz allein und mit der geforderten Summe zurückkehrte. Er und wir beide sollten dann, das schwöre er bei der heiligen Madonna und seinem Schutzpatron St. Sebastiano — ein Eid, den er nie brechen würde —, wir sollten ungekränkt, gespeist und beschützt sogleich entlassen werden. Es sei gewissermaßen dann „Ehrensache" für ihn, unsere glückliche Heimkehr nach Palermo zu sichern.

Das eine Maultier wurde nun wieder vor den Wagen gespannt, dem sie einige Decken und Mäntel und unser Handgepäck entnahmen. Mit Hilfe eines Korbes und einiger Stricke improvisierten sie dann auf dem anderen Maultier einen recht behaglichen Damensitz für Edith.

John versprach uns nochmals die größte Eile und pünktliches Eintreffen mit dem Lösegeld, und dann fuhren sie beide sichtlich froh und erleichtert davon.

Mit einem ganz eigentümlichen Gefühl blickten wir ihnen, die in die Freiheit und die Zivilisation zurückkehrten, nach. Wir sollten jetzt den entgegengesetzten Weg wandern, in die Wildnis und die Gefangenschaft.

Man ließ uns nicht lange Zeit zu solchen Gedanken. Mit unheimlicher Schnelligkeit, die auf eine große Uebung schließen ließ, hatten die Banditen die übriggebliebenen Mundvorräte, die Decken und anderen Gegenstände auf das Maultier verladen oder sich selbst aufgepackt. Edith

wurde aufgefordert, ihren Sitz zu besteigen, auf dem sie sich übrigens recht bequem zu fühlen schien — und fort ging die Reise.

Gebahnte und holperige Wege, Seitenpfade und solche, die eigentlich gar keine mehr waren — wenigstens für unsere ungeübten Augen — schlugen wir ein. Durch große Wälder, wie sie die deutschen Räubergeschichten, die mir unwillkürlich einfielen, zu schildern pflegen, kamen wir dabei freilich nicht. Denn Wälder giebt es auf Sizilien überhaupt nicht mehr, und hier waren wir bereits mitten in den Bergen. Allmählich zwar, doch stetig führte der Weg empor — über weite Hochthäler, durch Schluchten und steinige Einöden, über schmale Saumpfade an schwindelnden Abgründen vorüber, bis wir nach vielstündigem Marsche endlich am Ziele waren. Ein Hohlweg erweiterte sich plötzlich zu einer mäßig großen Wiese, rings umschlossen von hohen Felswänden, die scheinbar keinen zweiten Ausweg boten. Hier stand eine Hütte und daneben ein leichtes Zelt, vor dem einige Männer um ein Feuer saßen.

Man führte uns in die Hütte, in der sich nichts als einige Lagerstätten aus Decken und Fellen, ein roh gezimmerter Tisch nebst einem ähnlichen Stuhl, ein Kochherd, einige Nägel und Haken, mit Mänteln und Kleidern behangen, vorfanden. Im Hintergrund führte eine kleine Thür in einen Verschlag. Dies Kämmerchen, mit dem Luxus eines niedrigen Feldbettes ausgestattet, wies man Edith als Schlafgemach an.

Ich war doch etwas ermüdet von dem ungewohnten Fußmarsch, und auch Edith hatte die stundenlange Reise, die ohne jeden Aufenthalt und Stärkung vor sich gegangen war, stark angegriffen. Wir legten uns daher ohne viel Umstände auf zwei der Ruhelager und plauderten miteinander.

Welch ein mutiges, herzhaftes Ding die zarte, kleine Engländerin ist, offenbarte sich mir jetzt. Sie scherzte und lachte, bewunderte unsere romantische Situation und die Höflichkeit der Briganten. Ich wollte sie nicht ängstigen; aber innerlich dachte ich: Mit derselben Höflichkeit werden sie uns auch den Hals abschneiden, wenn das Lösegeld nicht zur rechten Zeit eintrifft.

Nach einer Stunde kam ein bildhübscher junger Bursche, gelbbraun wie Bronze, und forderte uns höflich auf, zum Abendessen hinauszukommen. Wenn aber die Signorina zu ermüdet sei, wolle man es uns hereinbringen.

Wir sprangen beide schnell auf die Füße, denn der unerbittliche Magen machte seine durch nichts zu beschwichtigenden Rechte geltend, und folgten dem Burschen. Draußen bot sich unseren Augen ein herrliches, ein wirklich malerisches Schauspiel dar. Die Sonne war eben im Untergehen; der Himmel strahlte in rosa und grünen Lichtern und tauchte die Felsen ringsumher in Glut und Glast — dazu die grüne Wiese mit ihren satten, dunklen Farben, einige blühende Pfeifensträucher und mächtige Steineichen darüber verstreut — die Hütte, das Zelt, das große Feuer, über dem sich ein Spieß drehte, die malerischen braunen Gestalten im Kreise umhersitzend — ein Anblick, so schön und romantisch, daß ich ihn zu verewigen beschloß. Mit einigen flüchtigen Strichen zeichnete und aquarellierte ich ihn in mein Skizzenbuch, das ich nebst der kleinen Malschachtel in der Tasche meines Mantels mit mir führte.

Die Banditen bewunderten das Machwerk höchlichst, und der Capitano bat mich um das Blatt zum „Andenken“, worüber Edith und ich in ein herzliches, ansteckend wirkendes Lachen ausbrachen, so daß die finsteren, ernsthaften Kerle, die wohl auch dem Weine mochten zugesprochen haben, plötzlich ganz fidel wurden.

Ich versprach dem Häuptling eine Kopie und erläuterte ihm, daß ich das Blatt erst genauer ausführen müsse. Damit war er zufrieden.

Man brachte für Edith den Stuhl heraus; ich setzte mich auf einen fellbelegten großen Stein, vor den man eine alte Kiste als Tisch rückte, und dann aßen wir aus zwei hölzernen Schüsseln, die man uns statt der Teller gab.

Uebrigens habe ich selten etwas Besseres gegessen, als das gebratene Lammfleisch, das man uns mit gekochtem Reis, Brot und etwas Melone zum Nachtisch servierte. Ich kargte denn auch nicht mit meinem Lobe, das sie schmunzelnd anhörten. Sie brachten uns dann vortrefflichen alten Marsala, wie ich ihn besser nicht in Paris, Rom und London getrunken habe. Freilich, wer weiß, aus wessen Keller der Wein herrühren mochte? Meine Zigarren hatte mir der ritterliche Capitano übrigens gelassen, und da ich zwanzig Stück bei mir trug, verteilte ich die Hälfte davon, die mit höflichem Danke entgegengenommen wurden.

Durch alles dies schien ich mir ihre Gunst erworben zu haben. Und Ediths holdem Zauberlächeln war überhaupt nicht zu widerstehen.

Sie stießen mit uns an, und schließlich holte einer ein Tamburin, ein zweiter Kastagnetten und der dritte einen Dudelsack hervor, auf dem sie melancholische und wilde Weisen anstimmten und mit melodischem, geübtem Gesang begleiteten. Längst war die Sonne hinter den Felsen versunken, und ein bleicher Halbmond, der wie abgebrochen aussah, strahlte ein unklares Licht aus. Allmählich verlosch die Glut des Feuers, und ich bat den Capitano, uns zurückziehen zu dürfen.

Edith verschwand in ihrem Verschlage, gegen dessen Thür ich auf ihren Wunsch eine schwere Kiste stellte. Ich

sank, ermüdet vom Wein, vom Essen und dem Marsch, auf mein weiches Felllager, machte es mir bequem und war eingeschlafen, ehe die beiden anderen Lagerstätten besetzt wurden.

Nach einem tiefen und völlig traumlosen Schlummer wachte ich durch ein lautes Klopfen auf, das von Ediths Schlafkammer herkam.

„Sind Sie schon wach, Sir?“ flüsterte ihre liebe Stimme.

„Eben wache ich auf. Es ist schon spät, wenn man die Sonne zu Rate zieht. Eine Uhr habe ich ja nicht mehr.“

Ich besorgte Edith etwas Wasser, um das sie mich bat, in einer großen, braunen Schüssel. Mit Seifenpapier und einem Handtuch, das ich in diesem Lande bei solchen Ausflügen vorsichtshalber stets mit mir nehme, konnte ich dienen. Sogar ein Kamm fand sich vor.

Wir begrüßten uns nach vollzogener Toilette heiter und wohlgemut. Der Morgen läßt uns ja alles im rosigsten Lichte erscheinen; wir hatten beide brillant geschlafen, und heute nachmittag sollten wir befreit werden.

Als wir vor die Thür traten, strahlte uns ein herrlicher, sonniger Frühlingstag entgegen. In dieser Berghöhe, um diese Stunde und Jahreszeit war die Luft erquickend kühl, und wir sogen sie gierig in vollen Zügen ein. Um ein halberloschenes Kohlenfeuer gelagert, auf dem sie sich irgend etwas gebraten hatten, faulenzten vier der braunen Gesellen, darunter der Signor Capitano der edlen Bande. Die anderen waren Gott weiß wo.

Der Hauptmann begrüßte uns freundlich und fragte nach unseren Wünschen. Für eine braune Mehlsuppe dankten wir und baten nur um einen reinen Kessel mit heißem Wasser. In unserem Eßkorb befand sich eine kleine silberne Theekanne, Thee, Zwieback, Zucker, Arrak; und

so konnten wir uns denn mit den beiden Reisetäßchen ein Frühstück herrichten, das sich von unserem gewohnten im Hotel bis auf die fehlende Butter und Milch nicht wesentlich unterschied.

Der Capitano und seine Leute staunten diese Dinge und unsere Vorbereitungen höchlichst an. Als höfliche Gäste boten wir ihnen natürlich etwas an, und der Hauptmann versuchte auch einen Schluck Thee, den ich ihm zum Kosten in seinen Becher goß, hätte ihn aber am liebsten gleich wieder ausgespuckt. Er zog eine süßsaure Miene, lächelte verlegen und gab den Becher weiter, und seine drei Kameraden thaten genau so wie er, worüber wir schließlich alle sechs in ein mächtiges Gelächter ausbrachen.

Der Hauptmann erkundigte sich, wie wir geschlafen hätten, und bat nochmals um das Bildchen, an dem ihm sehr viel zu liegen schien.

Edith und ich machten uns denn auch gleich an die Arbeit. Sie setzte noch hie und da einige Farbentöne auf, und ich kopierte währenddes die Zeichnung. So vergingen einige Stunden ganz angenehm, während sich die Briganten mit dem Mahl beschäftigten.

Ich fragte den Capitano, ob ich mit meiner Begleiterin nicht ein wenig umherspazieren dürfe, um mir Bewegung und Appetit zu machen. Bereitwillig erteilte er die Erlaubnis, und ich versprach, nicht über die Grenzen des Wiesenthälchens hinauszugehen, überhaupt nicht seinen Gesichtskreis zu verlassen.

Da lachten sie alle viere, und der Häuptling, der sich Silvano nannte — was so viel wie Waldmensch bedeutet und jedenfalls nur ein angenommener Name war —, Signor Silvano sagte lächelnd: „Die Wachen würden Sie auch nicht viel weiter gehen lassen. Aus dieser Einöde, Signor Inglese, führt nur e i n Weg, den nur w i r kennen.“

Sie nannten mich alle „Signor Inglese", hielten mich also für einen Engländer.

Während ich mit Edith in einiger Entfernung umherpromenierte, tauschten wir unsere Ansichten aus. Die Herren Banditen hatten sich bis jetzt ziemlich anständig benommen, das ließ sich nicht leugnen — ja, wir hatten uns ihr entschiedenes Wohlwollen errungen.

Dabei verschwieg ich Edith aber, daß mir die bewundernden, glühenden Blicke der heißblütigen Leute aufgefallen waren, mit denen sie die schöne blonde Engländerin musterten. Aber sie standen in so strenger Zucht ihres Hauptmanns, dem sie blindlings gehorchten, daß ich mich nicht weiter beunruhigte. Bei aller Romantik hatte diese Entführung, deren Schlußpunkt das Lösegeld bilden sollte, etwas so Geschäftsmäßiges, daß die Banditen ganz sicherlich ihren Teil der schriftlich eingegangenen Verpflichtung, uns unverletzt und ungefährdet freizugeben, einhalten würden.

Nein, nein — wir hatten nichts zu fürchten und würden in unserem späteren Leben gewiß nicht mit Grauen an diese romantische Episode zurückdenken, die freilich Mr. White etwas teuer zu stehen kam.

„Aber" — Edith lachte ihr allerliebstes, helles Lachen — „Papa hat's ja dazu."

Man rief uns nach einiger Zeit zum Frühstück oder Diner. Ich weiß nicht, als was es die ehrenwerten Herren Räuber betrachteten. Jedenfalls war es wieder vorzüglich — aus einer Suppe, deren Bestandteile ich nicht enträtseln konnte, am Spieß gebratenen Hühnern und einer Art Polenta bestehend. Uns, den „Gästen", ließ der galante Silvano dann noch Wein, Apfelsinen und Zigaretten servieren, während die Bande diesmal keinen Wein trank.

Wir machten unsere Zeichnung nach einer kleinen

Siesta fertig, dann bereitete Edith sich und mir Thee, und schließlich zeichnete ich noch den Capitano in Bleistift. Das Porträt wurde sprechend ähnlich, und in den Augen der staunenden Bande war ich ein großer Maler.

Silvano war selig, als ich ihm die Kopie des Aquarells und die kleine Zeichnung seines eigenen Ichs verehrte, und gab mir als Gegengeschenk eine kostbare silberne Zigarettendose. Sicherlich hatte er sie nicht gekauft; aber ich hätte ihn durch eine Abweisung schwer gekränkt. Am liebsten hätte ich meine kostbare Uhr wieder gehabt; aber der gute Capitano hatte sie bereits in Benutzung genommen. Da sie von seinem Räuberstandpunkt aus sein rechtmäßig erworbenes Eigentum war, so hütete ich mich wohl, etwas derartiges verlauten zu lassen.

Es war nun einmal sein „Geschäft", das Eigentum der von ihm Entführten als sein eigenes zu betrachten. Geschäft ist Geschäft, und die Spielbank in Monte Carlo betreibt die Räuberei in noch viel größerem Maßstabe, wie ich am eigenen Leibe zu meinem Leidwesen erfahren.

Es schien, als hätte Silvano mir diese Gedanken vom Gesichte abgelesen. Nachdem er sich noch einmal an seinem Bildnis geweidet, fragte er mich, ob er mir oder der Signora irgend einen Wunsch erfüllen könne. Das machte mir Mut, und ich sagte ihm, daß der Ring, den ihm die junge Dame „überlassen" habe — ich wollte doch nicht gerade „geschenkt" sagen —, daß dieser Ring für sie von größtem Werte sei, nicht etwa von materiellem, denn es war nur ein schmaler Goldreif, mit einem mittelgroßen und einigen kleinen Rubinen, sondern als Andenken an ihre verstorbene Mutter. Signor Silvano, ritterlich wie immer, gab ihn darauf sofort zurück.

Es war unterdes fünf Uhr geworden — die Stunde, in der John mit dem Lösegeld eintreffen mußte, und wir wurden allgemach ungeduldig. Einer von den zurück-

gebliebenen Briganten war schon vor zwei Stunden vom Capitano weggeschickt worden, und ein zweiter folgte ihm jetzt nach einer kurzen Unterredung im Flüsterton.

Es wurde sechs Uhr ... immer noch nichts! Ich spazierte nervös vor der Hütte auf und ab, in die sich Edith seit einiger Zeit zurückgezogen, und auch der Banditenchef biß sich nervös in die Lippen und schaute mich ernst an oder wich vielmehr mit seinen Blicken meinen fragenden Augen aus.

Den Teufel auch! Warten ist immer unangenehm, aber in einer solchen Lage doppelt.

Plötzlich ein Adlerschrei — wohl ein verabredetes Zeichen, denn die drei Männer griffen zu ihren Flinten. Gleich darauf sah man vom Hohlweg her, wo er sich zum Thal erweitert, die sieben Männer näher kommen — aber ohne John.

Ich muß wohl etwas bleich geworden sein; ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte. Was war da vorgefallen?

Silvano eilte den Männern entgegen, und ich sah sie eifrig miteinander sprechen, wobei sie zuweilen auf mich und die Hütte deuteten.

Erst jetzt merkte ich so recht deutlich, daß die Sache im Grunde doch kein Spaß war. Eine verteufelte Situation, mit einem angebeteten Wesen wehrlos in den Händen von Männern zu sein, an denen schon mancher Blutstropfen kleben mochte, und die, wenn es sein mußte, sicherlich vor nichts zurückbebten.

Nach einigen Minuten kam Silvano auf mich zu und sagte ernst: „Es ist niemand dagewesen."

„Unmöglich!"

„Meine Leute haben bis nach zwei Uhr gewartet und sind dann so schnell wie möglich zurückgekehrt."

„Ein Versehen ... eine Verzögerung ... ein tückischer

Zufall — weiter nichts!" stammelte ich. „Man wird, man kann uns nicht im Stich lassen. Die Signorina ist das einzige Kind des englischen Herrn, und er ist reich."

Der Brigant zuckte schweigend die Achseln. Auch bei ihm schien in Geldsachen die Gemütlichkeit aufzuhören. Mir wenigstens war sehr ungemütlich zu Mute.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich stockend.

„Sie wissen, was ich gesagt habe: wenn bis heute nachmittag das Lösegeld nicht in unseren Händen ist . . ."

„Capitano, Sie werden nicht so grausam sein! Das Geld wird kommen, es muß kommen. Und dann — es ist Ihr eigenes Interesse, nicht gleich zum Aeußersten zu schreiten. Sie können uns das Leben nehmen — ja! Aber Mr. White wird dann Himmel und Hölle in Bewegung setzen, und wenn es ihn sein ganzes, großes Vermögen kosten sollte, um unseren Tod zu rächen."

„Bah!"

Er zuckte die Achseln, aber meine Worte hatten ihn doch nachdenklich gemacht. Er trat zu seinen Leuten, wechselte einige Worte mit ihnen und winkte mich dann heran.

„Schreiben Sie einen italienischen Brief an den Inglese, daß das Geld nicht gekommen ist, und daß man es bis spätestens morgen mittag an der bewußten Stelle abliefern soll. Wenn es nicht zur Stelle ist, so kann er einige Stunden später für seiner Tochter und Ihr Seelenheil eine Messe lesen lassen."

„Gut — ich will es thun. Aber wie wollen Sie ihn an seine Adresse gelangen lassen?"

„Das ist meine Sache. Morgen vormittag ist er in den Händen des Inglese."

„So soll ich ihn gleich schreiben?"

„Ja — sogleich! Noch heute abend soll sich mein Bote fortmachen."

Ich ging in die Hütte, klärte Edith, die sich gefaßt und mutig benahm, mit einigen Worten über die Lage auf und schrieb die verlangten Zeilen.

Und während ich schrieb, kam mir plötzlich der Gedanke: John, der Schurke — er hat sich an uns gerächt.

Ich beschwor Mr. White, keine Minute zu verlieren; denn unsere Lage sei verzweifelt ernsthaft. Man solle um Gottes willen nicht die Polizei sich einmischen lassen und auch durchaus nicht versuchen, uns gewaltsam zu befreien. Wir seien so versteckt, so fernab von Menschen, daß kein Uneingeweihter diesen verborgenen, öden Erdenwinkel entdecken würde.

Ich gab diese Zeilen dem Capitano, der sie las und sie mit einer Oblate verschloß. Dann mußte ich die Adresse schreiben, und einer seiner Leute trabte ohne ein weiteres Wort mit dem Brief ab und verschwand bald in der Dämmerung, die jetzt schnell herniedersank.

Derweil kochten und brieten die braunen Gesellen wieder an ihrem Feuer. Man brachte uns gebratenes Fleisch, Brot, Gemüse und Wein. Wir aßen ziemlich schweigsam. Edith begab sich bald zur Ruhe; ich blieb noch eine Weile am Feuer liegen, etwas abseits von der Bande, und rauchte meine letzte Zigarre. Wer weiß, dachte ich, ob es nicht wirklich die letzte, die allerletzte ist.

Wie wunderlich doch das Schicksal mit mir spielte! Damals w o l l t e ich, jetzt s o l l t e ich sterben. Nun gut — trotzdem das Leben wieder Reiz für mich hatte — ich war bereit, wenn es sein mußte! Aber dies schöne, unschuldige Wesen da drinnen dauerte mich von Herzen. O liebe, schöne, teure Edith! — Wie ein Quell heißer Zärtlichkeit wallte es in mir auf; ich hätte sie mit meinen Küssen ersticken mögen.

Meine Zigarre ging zu Ende ... das Feuer verglühte ...

über den Bergen stieg der Mond auf. Ich nickte dem Capitano stumm zu und ging zur Ruhe.

Merkwürdigerweise schlief ich bald fest ein. Nur John spukte im Traume durch mein Hirn, immer mit aalglatter, freundlicher Miene mich bedienend, während ich doch immer das Gefühl hatte: Du bist ein Schurke.

Wieder weckte mich wie gestern Ediths Klopfen, und wieder machten wir uns unseren Frühstücksthee; wieder waren nur wenige Mann um das Feuer gelagert. Doch der Capitano und seine Leute waren heute merkwürdig kurz angebunden.

Indessen hatte ich einen Plan mit Edith besprochen. Ich wollte sämtliche Briganten abkonterfeien. So lange bis ich ihnen allen ihr geschätztes Abbild überreicht hatte, so lange würden sie uns ja wohl am Leben lassen.

Gesagt — gethan! Ich zog mein Skizzenbuch hervor und fing mit dem hübschesten, verwegensten Kerl an. Gleich hellten sich die finsteren Mienen auf; sie umringten mich und sahen staunend auf meine kunstfertigen Finger, die so Zauberhaftes zu leisten vermochten. Der Bursche — Formio nannten sie ihn — wurde aber auch fabelhaft ähnlich, wie er da — die Flinte im Arm, die Netzkappe auf dem Haupte — malerisch in seinen Mantel gewickelt, am Feuer lag. Ich führte die Zeichnung natürlich nur flüchtig, skizzenhaft aus, wodurch ich sehr bald fertig mit ihm war. Gleich kam ein anderer, den sie das „Wölfchen“ nannten, und der auch ein Wolfsgesicht hatte, an die Reihe.

Indes wurde es Mittag. Man aß — was man uns reichte, weiß ich nicht mehr; doch kündeten uns das dumpfe Schweigen und die finsteren Mienen der Briganten an, daß es vielleicht unsere Henkersmahlzeit sei. Nachher die übliche Siesta. In dumpfem Halbschlummer lagen wir alle. Es mochte zwei oder drei Uhr sein, als wie

gestern ein Adlerschrei die Luft erschütterte. Wir sprangen auf unsere Füße. Da bogen die Abgesandten des Capitano auch schon um die Paßecke, die hinaus in die Welt, in die Freiheit führte, und langsam ging ihnen der Hauptmann entgegen.

Mir klopfte das Herz bis zum Halse, und Edith wurde totenbleich. Ich faßte unwillkürlich ihre Hand und drückte sie kräftig, zog sie dann an meine Lippen und küßte sie heiß und innig. Das verschwundene Blut kehrte auf ihr Antlitz zurück; jetzt wurde sie rot bis an die Haarwurzeln. Aber auch ohne Worte hatten wir uns verstanden.

Finster kehrte Silvano zurück.

„Bereiten Sie sich zum Tode! Es ist niemand gekommen."

„Das ist nicht möglich!"

„Meine Leute werden es Ihnen bestätigen."

Ich führte ihn abseits und sagte bewegt: „Kapitän, laden Sie diese Blutschuld nicht auf sich. Es *kann* nur ein Mißgeschick, ein Betrug, irgend eine unselige Verzögerung hier im Spiele sein; denn nie wird ein Vater sein Kind im Stiche lassen. Und ich glaube, dieser John, der Diener, ist ein Schuft. Ich glaube es nicht nur, ich weiß es bestimmt."

Der Brigant sah mich mit einem eigentümlichen, forschenden Blick an, der mir erst später auffiel.

„Was wissen Sie denn?" fragte er schnell.

Ich erzählte ihm den Vorfall mit dem Ring, der sich in Neapel abgespielt hatte. Er schaute überrascht auf, stampfte wütend auf den Boden und rief zornig: „Verdammter Schurke!"

Dann schritt er, ohne mich weiter eines Wortes zu würdigen, auf seine Kameraden zu, die etwas abseits vom Feuer in einer dichten Gruppe bei einander standen.

Edith eilte herbei, und ich unterrichtete sie von allem.

Nach kurzer Beratung kam der Brigant wieder zurück. „Wenn das Lösegeld nicht bis zum Untergang der Sonne eingetroffen ist, so beten Sie zum letztenmal zur Madonna. Meine Leute drängen mich, ein Ende zu machen. Ich kann Sie dann nicht mehr retten, wenn ich selbst wollte. Meine Burschen fühlen sich in ihrer Sicherheit bedroht; wir müssen weiterziehen."

„Wie soll das Lösegeld aber hierher gelangen, wenn niemand —?"

„Meine Leute haben einen Burschen an jener Stelle zurückgelassen."

Er drehte uns den Rücken und ging, wohl um Ediths flehenden Augen auszuweichen, schnell davon.

Ich versuchte, sie zu zerstreuen. Noch einmal gingen wir unsere ganze Reise durch, und es gelang mir zuweilen durch eine sarkastische Bemerkung, durch eine Erinnerung an diesen oder jenen sonderbaren Reisegefährten ein leichtes Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern.

Ihre Augen blickten mich so innig, so zärtlich an; wir hatten uns verstanden. Aber ich vermied, auf die stumme Frage, die darin lag, eine offene Antwort zu geben. Wenn dennoch die Rettung kam, so wollte ich, der ruinierte, arme Teufel, nicht die Lage zu meinen Gunsten ausgebeutet haben. Liebte sie mich wirklich, war es keine Täuschung, und glaubte sie, ihren Vater für mich gewinnen zu können, so sollte sie selbst sprechen.

Allmählich, ganz allmählich — und doch zu schnell für uns, die wir sie hätten festhalten mögen — neigte die Sonne ihren Lauf dem Horizonte zu.

Nichts — noch immer nichts — und sie sank und sank!

Dort nach West, wo eine Lücke zwischen den Felsen den Ausblick bis zum Horizont frei ließ, verschwand sie hinter fernen Hügelketten. Der ganze Himmel rötete sich

wie Blut und Feuer. Ja — Blut und Feuer auch in den unheimlich funkelnden Augen unserer Wächter!

Und während ich Hand in Hand mit Edith dasaß und dem wundervollen Farbenspiele zusah, wie das purpurne Rot immer zarter und heller wurde und rosa, blaue und grüne Tinten sich miteinander mischten, versank unsere letzte Hoffnung mit der Sonne.

„Machen Sie sich bereit!" tönte plötzlich die Stimme des Kapitäns neben uns. „Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit, sich mit Gott zu versöhnen. Bitten Sie die heilige Jungfrau um ihren gnädigen Beistand!"

Er trat von uns fort zu seinen Kameraden. Wir saßen allein am Feuer, das knisternd flackerte und rote Funken in die langsam niedersinkende Dämmerung sprühte.

Die letzte halbe Stunde! Schon einmal glaubte ich, sie vor mir zu haben. Damals rettete mich ein gütiger Mensch — jetzt konnte es nur ein Wunder thun.

Ich zog Edith an mich; sie schmiegte sich vertrauensvoll, Schutz suchend, an meine Brust.

„Edith, ich liebe dich."

„Ich weiß es längst, mein Geliebter."

„Liebst du mich wieder?"

Statt aller Antwort preßten sich ihre Lippen sanft auf die meinen. Welch weiche, süße Lippen sie hatte, und welch ein herrliches Geschöpfchen sie war! In einem langen, stummen Kuß hielten wir uns umschlungen. In diesem Augenblick waren wir keine Menschen mehr, wir waren selige Wesen, die keine Todesfurcht fühlten. Angesichts der Ewigkeit, die uns so nahe gerückt schien, hatte uns das große, heilige Gefühl unserer Liebe allem Irdischen entrückt.

Wir sahen und hörten nicht, was um uns vorging. Erst als der Hauptmann uns die Hand auf die Schulter legte, schreckten wir empor.

„Ist es so weit? Wir sind bereit. Aber — aus Gnade — lassen Sie uns Hand in Hand sterben — und begraben Sie uns zusammen in einem Grab," rief ich flehend.

„Nicht mehr nötig, Signore... das Lösegeld ist da."

Mit einem Satz sprang ich auf die Füße. „Das Lösegeld? Und wer hat es gebracht?"

„Dort — der da!"

Ein Mann trat in den Schein des Feuers — Mr. White!

Ein Schrei der Freude — Edith lag schluchzend in den Armen ihres Vaters, der ihr zärtlich liebkosend über das blonde Haar strich.

Silvano wendete sich ab. Ich glaube, der Kerl, der uns ohne das Lösegeld kalten Blutes — aus „Geschäftsrücksichten" — abgemurkst hätte, ohne nur mit der Wimper zu zucken, hatte Thränen in den Augen.

Gleich darauf schüttelte mir Mr. White die Hand. Wir setzten uns ans Feuer, und nun ging es ans Erzählen.

John war mit dem Lösegeld entflohen; wahrscheinlich hatte er sich auf irgend einem Handelsschiff aus dem Staube gemacht.

Als ich dies dem Capitano italienisch verdolmetschte, sprang er mit einem wilden Fluche empor: „Maledetto! — Schurke! — Wehe ihm, wenn er je wieder der Maffia ins Gehege läuft! ... Dieser Schuft hat Sie ja verraten. Von ihm ging jener Anschlag aus, Sie bei Ihrem Ausfluge in die Berge abzufangen."

John also! Ich allein, der mich seiner Entfernung widersetzt hatte, war schuld an diesem schrecklichen Abenteuer, das meiner süßen, kleinen Edith und ihrem edelmütigen Vater so schwere Sorgen, so großes Herzeleid gemacht hatte. Mr. Whites Worte: „Ein Schurke bleibt ein Schurke und wird stets schurkisch handeln," fielen mir wieder ein.

Mr. White hatte nach unserem Rate die Polizei aus dem Spiel gelassen und das Geld John übergeben, der sich rechtzeitig damit auf den Weg machte. Doch war ihm der erschrockene, ruhelose Vater einige Stunden später bis Misilmeri gefolgt, wo er uns erwarten wollte. Es wurde nachmittag — wir kamen nicht. Er eilte zu Pferde, ganz allein, da ihn niemand begleiten wollte, bis zu jenem Punkte, wo der Ueberfall stattgefunden und John sich mit dem Gelde hatte einstellen sollen. Niemand war da. Erst spät in der Nacht kehrte der entsetzte Vater nach Palermo zurück, wo er gegen Morgen eintraf, aber weder John noch uns selbst vorfand.

Und jener zweite Brief, der ihm heute morgen hätte übergeben werden sollen, gelangte durch einen Zufall erst gegen Mittag in seine Hände. Ein Bettler hatte ihn dem Portier gebracht, der aus dem seltsamen Umschlag und dem Ueberbringer auf einen Bettelbrief schloß, wegen dessen er Mr. White nicht hatte stören wollen. Kaum war das Schreiben in seiner Hand, so eilte Mr. White zur Bank, auf die er sich zum Glück telegraphisch eine größere Summe hatte anweisen lassen, erhob das Geld und jagte zu Pferde nach jenem angegebenen Orte, wo er denn auch noch einen vorsichtshalber zurückgebliebenen Burschen antraf, der ihn hierher führte.

Da es bereits zu spät war, um noch heute nach Palermo zurückzukehren, so mußten wir für diese Nacht noch einmal Silvanos Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, der uns schwor, auf ganz Sizilien könnten wir nirgends sicherer ruhen als unter seinem Schutze, was wir übrigens durchaus nicht bezweifelten.

Immer wieder zog der glückliche Vater sein Kind an die Brust, und ich ließ natürlich Vater und Tochter eine Weile allein.

Ich setzte mich zu den braunen Burschen, die ein

wahres Festmahl uns und dem Lösegeld zu Ehren bereiteten und eifrig dem Weine zusprachen. Seltsame Gefühle und Gedanken zogen mir durch die Seele. Ich hatte Edith gefunden und — verloren, denn niemals würde mir der Engländer die Hand seiner Tochter geben. Ich war in seinen Augen nichts als eine gescheiterte Existenz und ein Mitgiftjäger.

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter. Mr. White stand vor mir und zog mich mit sich fort zu seiner Tochter, deren Hand er gerührt in die meine legte.

Ich wollte sprechen.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach er mich schnell. „Aber ich habe Sie beobachtet und geprüft; ich glaube, das Schicksal hat Sie geheilt, und die Liebe ist eine mächtige Zauberin. Sie sollen sie aber auch nicht gleich besitzen, nicht ohne Probe. Wollen Sie in meine Fabrik eintreten und versuchen, ob Ihnen die Arbeit behagt, die Sie einst so verachtet?"

„Ich will es mit tausend Freuden, und ich schäme mich, daß ich einst so gesprochen habe," rief ich. „Arbeit allein ist Glück. Geben Sie mir die schwerste, ich will sie für Edith leisten. Aber wird sie mich denn jetzt noch wollen, wenn sie weiß —?"

„Edith weiß alles — alles! Sie war es ja, die mich damals in Monte Carlo bat, dir nachzueilen . . ."

Edith, die Schelmin, nickte errötend und legte ihr Köpfchen stumm an meine Brust.

Habe ich ihn verdient, diesen Schatz?

Sie steht zwar hinter mir und flüstert leise: „Ja," aber eine innere Stimme sagt mir: „Noch nicht."

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen brachten uns die Burschen in die zivilisierte Welt zurück. Unterwegs erzählte ich dem Capitano, daß ich seinem Ueberfall eine holde Braut zu

verdanken habe. Da schmunzelte er, dachte einen Augenblick nach und reichte mir dann, von einem plötzlichen Impuls getrieben, meine goldene Uhr, die er im Gürtel trug, mit den Worten: „Meine Hochzeitsgabe!"

Das nenne ich einen Räuber!

— — — — — — — — — — — —

Morgen fahren wir nach Neapel, denn von Sizilien haben wir vorläufig genug. Hier noch eine kurze Erholung, und dann über die Schweiz und Paris nach England in mein neues Heim — zur Arbeit, zum Glück.





Historische Feuerwerke.

Ein Kapitel aus der englischen Geschichte.

Von **Hans Scharwerker.**

Mit 12 Illustrationen.

Wie in der Erfindung des Schießpulvers, so auch in der Benutzung desselben zur Feuerwerkerei sind uns die Chinesen vorangegangen. Aber erst in Europa hat die Feuerwerkerei ihre wissenschaftliche und technische Ausbildung und eine ungeahnte Entwickelung erlangt.

Man unterscheidet Kriegsfeuerwerkerei und Kunst- oder Lustfeuerwerkerei. Mit ersterer wollen wir uns hier nicht beschäftigen, sondern allein mit letzterer, deren Name schon deutlich ausdrückt, daß sie nicht der Zerstörung, sondern allein der Erregung des Vergnügens dient. Und zwar in hohem Grade und für alle Klassen. Diese zauberhaften Farben- und Lichtwirkungen der Feuerwerkskunst, das Aufleuchten der Sonnen, der magische Schein der bengalischen Flammen, die Funkenfontänen, die zum Himmel aufzischenden Raketen und Schwärmer, die wie Sterne herniederschwebenden Leuchtkugeln üben einen Reiz aus, dem jeder gern sich hingiebt.

Man hat daher Feuerwerke von jeher als in erster Linie zu Volksbelustigungen geeignet gefunden, und die absoluten Fürsten früherer Zeiten, die der Praxis römischer Kaiser folgten, dem Volke ab und zu ein Fest zu geben, pflegten an ihrem Geburtstage, bei ihrer Krönung oder nach

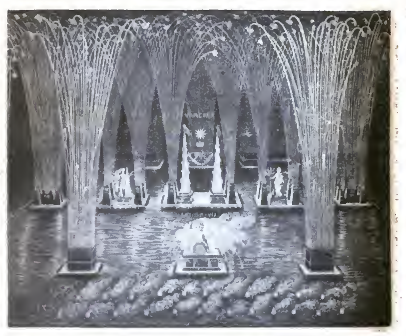


Feuerwerk zur Krönungsfeier Jakobs II. (1685).

einem großen Siege ihren getreuen Unterthanen nicht nur einen gebratenen Ochsen, Brezeln oder Semmeln und aus Brunnenröhren laufenden Wein, sondern auch ein Feuerwerk zu spenden. Dabei versteht es sich von selbst, daß dieses pyrotechnische Kunstwerk mit Flammenschrift das Lob des Fürsten auszuposaunen hatte und allerlei symbolisch-

allegorisches Brimborium nicht fehlen durfte. Letzteres war der großen Menge stets ebenso unverständlich als gleichgültig, aber die Augenlust gefiel jedermann wohl, und das Volk früherer Generationen war ebenso erpicht auf sein Feuerwerk, wie heute bei gleichen Gelegenheiten auf die übliche Illumination.

Besonders in England war ehemals das Feuerwerk bei



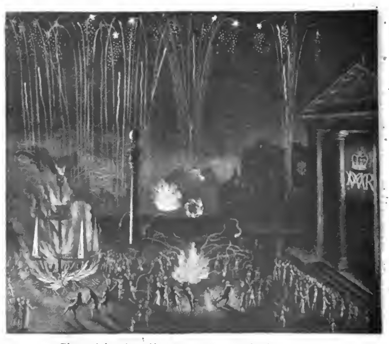
Feuerwerk auf der Themse zur Feier der Geburt Jakobs III. (1688).

nationalen Festtagen unerläßlich, und wie wichtig man die Sache nahm, erhellt daraus, daß die Kunst des Malers und Zeichners es für der Mühe wert gefunden hat, die hervorragendsten dieser ephemeren Schauspiele der Nachwelt zu erhalten durch eine getreue Wiedergabe des Hauptmomentes. So sind wir in der Lage, unseren Lesern heute Abbildungen von früheren großen Feuerwerken vorzuführen, die zur

Feuerwerk zum Einzug des Prinzen von Oranien in London (1688).

Feier geschichtlicher Begebenheiten abgebrannt wurden, und gleich strahlenden Sternen eine Anzahl der Hauptbegebenheiten englischer Geschichte beleuchten.

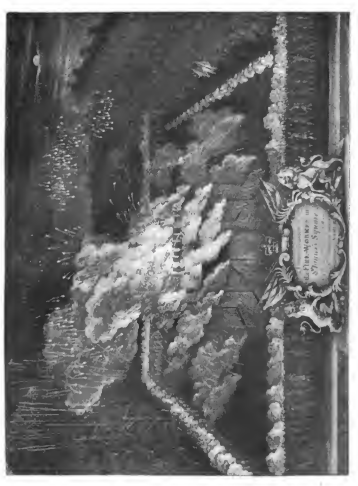
Als im April 1685 nach dem Tode Karls II. sein jüngerer Bruder Jakob II. den englischen Thron bestieg, wurde auf der Themse ein großes Feuerwerk veranstaltet.



Siegesfeier der Unterwerfung Irlands (1690).

Man wählte den Fluß aus zwei Gründen: erstens war es nur auf diese Weise möglich, daß die ungeheure Menge der Zuschauer von den Ufern aus einen unbehinderten Anblick des Schauspiels genießen konnte; und zweitens diente der Wiederschein der glatten Wasserfläche dazu, die Lichtwirkung zu verstärken. Das Feuerwerk fand dann auch großen Beifall. Nebenbei berichten die damaligen Zeitungen aber auch noch folgendes für die Sitten und die Kultur

charakteristisches Vorkommnis. Bei dem großen Krönungsmahle, an dem die Spitzen der Aristokratie, der königlichen und städtischen Behörden teilnahmen, verschwanden auf un-



Feier der Eroberung von Namur auf dem St. Jamesplatze (1695).

erklärlicher Weise silberne Teller, Messer, Gabeln und Salznäpfchen, und in der „London Gazette" vom 27. April fand sich ein Aufruf, daß jeder, der einen der namhaft gemachten Gegenstände „gefunden" habe, ihn gegen Belohnung bei der königlichen Silberkammer abgeben möge.

Drei Jahre später, am 17. Juni 1688, gab es ein anderes Feuerwerk auf der Themse zur Feier der Geburt eines Thronerben. Eduard Franz, Sohn Jakobs II., Prinz von Wales, auch der alte Prätendent oder der Chevalier von



Feier des Friedens von Utrecht (1713).

St. Georg genannt, da er nie zur Regierung gelangte, trat unter öffentlichen Schmausereien, Glockengeläut, Kanonendonner, Freudenfeuern und dem abgebildeten Feuerwerk in das Leben, und das getreue Volk amüsierte sich ausgezeichnet. Dies hinderte jedoch das getreue Volk keines-



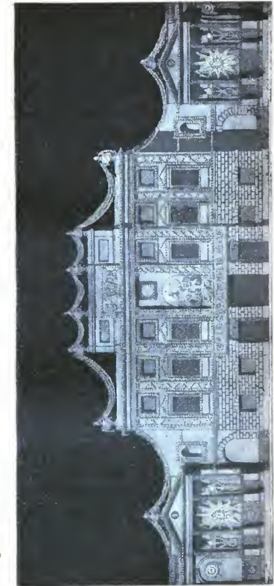
Feier des Aachener Friedens (1748). Das Feuerwerk bei Whitehall.

wegs, Jakob II. bereits fünf Monate später fortzujagen samt dem Prinzen von Wales, der später als Jakob III. vergeblich mit Hilfe Frankreichs und der Bergschotten versuchte, den verlorenen Thron wiederzuerobern.



Feier des Aachener Friedens (1748). Das Feuerwerk beim Herzog von Richmond.

Während Jakob II. mit seiner Familie nach Frankreich fliehen mußte, landete sein Schwiegersohn, der Prinz Wilhelm von Oranien, in England und zog, begeistert vom Volke begrüßt, in London ein. Am Abend war natürlich zur Feier dieses Ereignisses abermals ein großartiges Feuerwerk auf der Themse veranstaltet worden, von dem


Feier der Genesung Georgs III. (1788). Illumination der Bank von England.

wir ebenfalls eine Abbildung bringen. Und so hatte London im Verlaufe jenes denkwürdigen Jahres zwei monumentale Feuerwerke.

Unter der für England segensreichen Regierung Wilhelms III. hatten die guten Bürger Londons überhaupt noch vielerlei Gelegenheit, öffentliche Feste zu feiern und zu feuerwerken. Zwei Jahre später hatte Wilhelm III. das aufständische Irland unterworfen und die Anhänger seines Vorgängers völlig zerschmettert. Als er als Sieger am 10. September 1690 nach London zurückkehrte, veranstaltete die Bürgerschaft ihm zu Ehren ein Feuerwerk,

das an Pracht sich zwar mit den vorhergehenden nicht messen konnte, auch nicht auf der Themse stattfand, sondern in Covent Garden, aber gleichfalls erwähnt zu werden verdient, da es diesmal der Initiative des Volkes seine Entstehung verdankte.

Das nächste Feuerwerk hängt abermals mit einem Siege Wilhelms III. zusammen, nämlich der Eroberung Namurs im Jahre 1695. Am 9. September illuminierte London, Freudenfeuer wurden auf den Straßen angezündet, und auf dem St. Jamesplatze ein Feuerwerk abgebrannt. Der Graf v. Romney, General der Artillerie, übernahm die Ausführung, die diesmal einen durchaus militärischen Charakter trug. Die königlichen Fußgarderegimenter bildeten ein Viereck und gaben drei Salven ab zur größten Bewunderung und Freude der bürgerlichen Zuschauer. Unser Bild zeigt diesen Moment, der den Londonern, die nicht wie unsere Zeitgenossen an militärische Manöver gewöhnt waren, besonders imponierte.

Auf Wilhelm III. folgte seine Schwägerin Anna (1702 bis 1714). Unter ihrer Regierung kam die Vereinigung Englands und Schottlands zu stande und wurde der spanische Erbfolgekrieg geführt, in dem die englischen Heere unter dem Herzog von Marlborough glänzende Waffenthaten auf dem Festlande vollbrachten. Die Schlachten von Höchstädt-Blenheim, Ramillies, Oudenaarde und Malplaquet gehören zu den unverwelklichen Ruhmesblättern in Englands Lorbeerkranz, und im Frieden von Utrecht erhielt Großbritannien von Frankreich als Beute die Hudsonbai, Neuschottland, Neufundland und von Spanien Gibraltar und die Insel Menorca.

Zur Feier dieses Ereignisses wurde abermals ein großartiges Feuerwerk abgebrannt, und zwar auf der Themse am 7. Juli 1713. Die allegorische Mittelgruppe desselben zeigt unser Bild. Das Feuerwerk währte von 11 Uhr

bis nach Mitternacht, und es wurden allein 3800 Raketen losgelassen.

Das nächste große Feuerwerk galt wieder einem Friedens-



Illumination zur Feier des Friedens von Amiens (1802).
Das Haus der französischen Gesandtschaft.

schlusse, nämlich dem zweiten Frieden von Aachen 18. Oktober 1748. Unter Georg II. hatte im österreichischen Erbfolgekrieg Großbritannien lange Jahre gegen Spanier und Franzosen gefochten, die letzten Versuche der Stuarts, wieder

auf den Thron zu gelangen, abgewehrt und nichts gewonnen, als einige Handelsvorteile. Vielleicht um das Volk über diesen keineswegs erhebenden Ausgang zu täuschen, fiel die Friedensfeier besonders glanzvoll aus, und auch das öffentliche Feuerwerk übertraf alle seine Vorgänger. Es fanden zwei getrennte Feiern statt, beide diesmal zu Lande, und so hatten die Bewohner Londons das Vergnügen, zwei Feuerwerke zu genießen. Das erste wurde dicht bei Whitehall abgebrannt, ein italienischer Künstler entwarf den Plan, und die Baulichkeiten, die das Grundgerüst des Schauspiels bildeten, hatten eine Frontlänge von über 100 Meter und waren mit 23 transparenten, auf die Kriegsereignisse bezüglichen Statuen geschmückt. Hundert Musiker bliesen Kriegsmärsche, die der berühmte Händel zu dem Zwecke komponiert hatte, 101 Schüsse wurden abgefeuert, von jeder Seite des Mittelbaues wurden gleichzeitig 500 Raketen abgeschossen, kurz — etwas Aehnliches war noch nicht dagewesen.

Das zweite Feuerwerk fand im Garten des Herzogs von Richmond am Ufer der Themse statt. Es war nicht so prächtig und massig wie das vorhergehende, aber effektvoll genug. Es war ein kombiniertes Land- und Wasserfeuerwerk, denn während die Sonnen, Feuerräder, bengalischen Flammen an illuminierten Bauten längs des Ufers brannten, wurden die Schwärmer, Raketen und Leuchtkugeln von auf der Themse ankernden Booten aus abgefeuert.

Die zuletzt beschriebenen Feuerwerke waren nicht mehr zu übertreffen, man steigerte also seine Anstrengungen in dieser Richtung nicht, sondern erhöhte den Glanz einer nationalen Feier durch die immer weiter sich ausbreitende und entwickelnde Illumination, von der wir auch ein paar historische Proben geben wollen.

Der allbeliebte Georg III. fiel im Jahre 1788 in eine schwere Krankheit, und man fürchtete für sein Leben. In-

dessen er genas und die Freude des ganzen Landes fand Ausdruck durch einen nationalen Fest- und Dankestag, der am 23. April 1788 gefeiert wurde. Am Abend fand in



Die Friedensfeier von 1814. Die Festung im Green Park.

London eine große Illumination statt. Die ganze Nacht war die Bevölkerung auf den Beinen, um die Wunder des Lichtes anzuschauen, welche die Illumination bot. Besonders wirksam und geschmackvoll war die Bank von England beleuchtet. Sie verdiente nach den Versicherungen der zeit-

genössischen Presse unter allen öffentlichen und privaten Gebäuden den Preis.

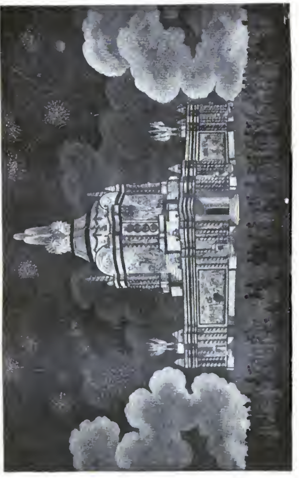
Von nun an kamen Illuminationen immer mehr in Mode und wurden immer prächtiger. Georg III. war nur scheinbar genesen. Der Krankheit folgte Geisteszerrüttung, doch verbarg man dies dem Volke, da der Wahnsinn des Königs nur anfallsweise auftrat. Unter seiner Regierung nahm Englands Seemacht den höchsten Aufschwung, namentlich durch den Krieg gegen Frankreich. Durch Nelsons Sieg bei Abukir über die französische Flotte wurden die Briten Meister des Mittelmeers. Aber die ungeheuren Verluste zeitigten doch eine allgemeine Friedenssehnsucht, und so kam im März 1802 der Friede von Amiens zu stande, in dem England alle seine Eroberungen herausgeben mußte und nur Ceylon und Trinidad als Beute behielt. Trotzdem wurde das Ende des Krieges mit Jubel begrüßt und öffentlich gefeiert. Die ganze Hauptstadt war festlich beleuchtet. Den Preis bei der Illumination trug diesmal das Haus der französischen Gesandtschaft davon.

Die „Times" schreibt darüber: „Der Hauptanziehungspunkt des Abends war Mr. Ottos (des französischen Gesandten) Haus in Portman Square, welches ein außergewöhnlich glanzvolles Schauspiel darbot. Bereits kurz nach 8 Uhr war Portman Square derartig von der Menge der Fußgänger und Wagen gefüllt, daß man nur unter den größten Schwierigkeiten hinein- oder herauskommen konnte. Der Anblick der Illumination war über alle Beschreibung herrlich, das ganze Haus eine Flut von Licht."

Es kamen die gewaltigen Napoleonischen Kriege. Die Engländer erfochten zur See die glänzendsten Siege in allen Erdteilen, und die Vorteile, die das Land einheimste, waren ungeheuer. Mit Recht konnte man sich daher darüber freuen, als im Jahre 1814 der erste Pariser Friede ge-

schlossen wurde, der Englands Eroberungen sicherstellte und den gestürzten Franzosenkaiser nach Elba verbannte.

Eine großartige Festlichkeit wurde arrangiert, wobei Illu-



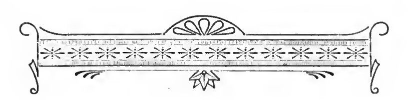
Die Friedensfeier von 1814. Der Tempel der Eintracht.

mination und Feuerwerk nicht fehlen durften. Die nationale Sieges- und Friedensfeier fand am 1. August 1814 statt. Im Green Park war eine Festung erbaut worden, 500 Fuß im Umfang und 80 Fuß hoch. Sie sollte den Krieg versinnbildlichen. Ringsum wurden auf Gestellen

die Feuerwerkskörper, Kanonenschläge u. s. w. befestigt. Auf ein gegebenes Zeichen verwandelte sich plötzlich mit Hilfe angebrachter Maschinerien die drohende Festung des Krieges in den lichtstrahlenden, illuminierten Tempel der Eintracht. Gleichzeitig begann das Feuerwerk. Bengalische Flammen leuchteten auf, Hunderte von Raketen und Leuchtkugeln wurden gleichzeitig aus Mörsern in die Luft geschossen, Sonnen drehten sich sprühend, und die Kanonenschläge donnerten dazu.

Mit diesem großartigen Knalleffekt wollen wir unseren Artikel schließen. Die Dinge dieser Welt hängen alle miteinander zusammen, ergänzen und bedingen einander, und man kann ohne Mühe und Zwang vom Kleinsten aufs Größte, vom scheinbar Aeußerlichsten und Unwichtigsten aufs Tiefste und Weltbewegende kommen. Wir haben heute eine ereignisreiche, zweihundertjährige Epoche englischer Geschichte im Lichte bengalischer Flammen, knatternder Raketen und bunter Illuminationslampen geschrieben. Die Geschicke der Völker werden nicht nur durch tragische Katastrophen oder steife Haupt- und Staatsaktionen, sondern auch durch ihre öffentlichen Feste markiert.





Eine Versteinerungslagerstätte.

Technologische Skizze von G. Merker.

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist jetzt genau ein Jahrhundert verflossen, seitdem der geniale Aloys Senefelder in München die Lithographie erfand, die für einzelne Zweige der Litteratur und Kunst geradezu epochemachend und in mannigfachster Weise in Künsten und Wissenschaften wie im täglichen Verkehr, in Gewerbe, Handel, Luxus und Mode nützlich wurde.

Senefelder (geb. 1772) hatte zuerst die Rechte studiert, denen er keinen Geschmack abgewinnen konnte, trat dann als Schauspieler bei mehreren Provinztruppen auf und wollte sich, nachdem er dieses Lebens gleichfalls überdrüssig geworden war, in München der dramatischen Litteratur in die Arme werfen. Nachdem ein paar von seinen Stücken erschienen waren, wollte sich für die folgenden kein Drucker mehr finden, und nun verfiel er auf den abenteuerlichen Gedanken, dies selbst zu thun, obwohl es ihm an den notwendigsten Geldmitteln fehlte. Aber eben die Not machte, wie das so oft schon der Fall gewesen ist, den in dem jungen Mann schlummernden Erfindergeist rege.

Nach einigen fehlgeschlagenen anderweitigen Versuchen ging Senefelder daran, seine Schrift in Kupfer zu ätzen. Sein Geld hatte nur noch für die Beschaffung einer einzigen Kupferplatte hingereicht, deren Stärke sich natürlich infolge der Behandlung mit Scheidewasser bei jedem neuen Versuche stark verminderte. Eine zweite Platte konnte er nicht mehr erwerben, und deswegen suchte er nun einen Stoff ausfindig zu machen, der ihm das kostspielige Kupfer ersetzen könne. Ein derartiges Material hatte er aber ganz nahe: nämlich den Solnhofener Sandstein, den man in München, wie im ganzen südlichen Bayern und in den donauabwärts gelegenen Gebieten schon seit Jahrhunderten zum Belegen von Hausfluren, wie als Grabsteine, Tischplatten u. s. w. benutzte.

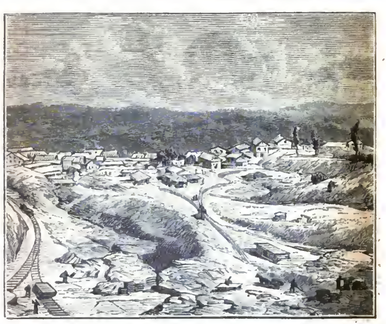
Die ungewöhnliche Glätte, welche dieser Stein beim Polieren annimmt, fiel Senefelder auf. Er wußte sich einige kleine Platten davon zu verschaffen und benutzte diese, genau wie vorher die Kupferplatte, zum Radieren und Aetzen. Erst ein Zufall sollte ihn auf eine ganz besondere Eigentümlichkeit des neuen Materials aufmerksam machen. Bei einem Besuche seiner Wäscherin fand er kein Stückchen Papier zur Aufstellung eines Waschzettels und machte daher seine Notizen auf einen soeben polierten Stein und zwar mit der Mischung von Wachs, Seife und Ruß, die ihm zur Herstellung eines Aetzgrundes auf der Platte diente. Als er nun nachher diese Schrift von dem Steine wieder entfernen wollte, kam ihm der Gedanke, doch einmal zu erproben, welche Einwirkung wohl eine Säure darauf ausüben möge. Mit freudiger Ueberraschung entdeckte er, daß letztere ausschließlich die freigebliebenen Teile des Steines angriff, und daß jetzt die mit Tinte ausgeführten Schriftzeichen etwa um die Stärke eines Kartenblattes über die Fläche erhaben dastanden. Als er aber davon einen Abdruck machen wollte, ergab sich, daß diese Züge doch nicht



Ansicht von Solnhofen.

hoch genug seien, um sich mittels eines Buchdruckerballens einschwärzen zu lassen; dieser schwärzte vielmehr auch den Grund zwischen den Buchstaben mit, so daß Senefelder keine reinen Abdrücke erhielt.

Er wußte sich jedoch mit einem Brettchen zu helfen, das er schwärzte, um dann damit die Buchstaben zu be-

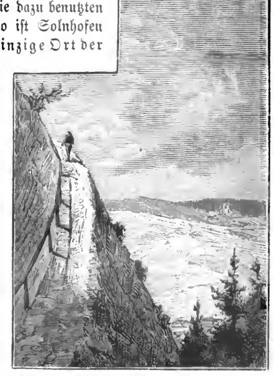


Die Hauptsteinbrüche von Solnhofen.

tupfen, wodurch er einige ziemlich gute Kopien erzielte. Was er auf diese Weise gefunden hatte, war aber noch nicht die eigentliche Lithographie, sondern vielmehr das Hochätzverfahren, wozu sich der weiße Stein weniger gut eignet, da er die Herstellung scharfer Linien nicht gestattet. Indem Senefelder auf dieser Grundlage nun rastlos weiterstrebte, gelang es ihm im Jahre 1798, bis zu dem eigentlichen Steindruckverfahren weiter fortzuschreiten, indem er sich überzeugte, daß es gänzlich überflüssig sei, eine Schrift

oder Zeichnung auf dem Stein erst noch durch ein besonderes Aetzverfahren zu erhöhen, da dieser sich vielmehr durch geeignete Mittel ohne weiteres in eine ausgezeichnete Druckplatte umwandeln läßt.

Seitdem ist die Lithographie, zum Teil noch von Senefelder selber, nach verschiedenen Richtungen hin vervollkommnet worden; was aber die dazu benutzten Steine betrifft, so ist Solnhofen noch immer der einzige Ort der Welt, der solche von höherer Qualität und Brauchbarkeit liefert.


Der Aufstieg zum Schwarzberg.

Alle überhaupt zum Lithographieren verwendbaren Steine entstammen dem oberen Jura und sind äußerst feinkörnige Plattenkalke, die sich durch Niederschlag in jener grauen Urzeit gebildet haben, als unser Land noch überdeckt war von den Fluten des offenen Ozeans. „Die Jurabildungen der Schwäbischen und Fränkischen Alb," sagt Dr. M. Neumayr, „schließen mit der Schichtgruppe der Plattenkalke ab, die, durch ihren Reichtum an merkwürdigen Versteine-

rungen seit langem berühmt, zu einem besonderen graphischen Verfahren, der Lithographie, Veranlassung gegeben haben. Nur gewisse Lagen der Plattenkalke, die durch ein überaus feines und vollkommen gleichmäßiges Korn ausgezeichnet sind, eignen sich zu lithographischen Steinen, die weniger gleichmäßig ausgebildeten Schichten können nur zu Dachplatten und Pflastersteinen benutzt werden, oder sind ganz wertlos. Das Verhältnis ist ein derartiges, daß nur ungefähr zwei Fünftel der Gesamtmasse der Plattenkalke technisch verwertbar sind, und davon entfällt nur ein Sechstel auf lithographische Steine. Die wichtigsten Brüche liegen in der Fränkischen Alb in Solnhofen, Langenaltheim, Mörnsheim und Mühlheim, in Württemberg in Nusplingen und Kolbingen.

Lithographische Steine geringerer Qualität kommen in geringerer Menge auch an anderen Orten vor, wie in Cirin im französischen Aindepartement und bei Verdun (Maasdepartement), bei Solothurn (Schweiz), in Portland (Südengland), bei Puerto Principe (Insel Cuba) und an mehreren Punkten Nordamerikas. Die ökonomisch-technische Bedeutung dieser Vorkommnisse ist jedoch eine ganz untergeordnete, der weitaus überwiegende Teil des Weltbedarfes an lithographischen Steinen wird von den Steinbrüchen der Fränkischen Alb gedeckt."

An Feinheit des Kornes können allein die vorhin erwähnten Schiefer von Cirin sich mit dem Solnhofener Stein messen, allein sie lassen sich nur in kleineren Platten brechen und springen zudem leicht, sobald man sie beim Drucken einer stärkeren Pressung unterwirft. Daher kommt es, daß die lithographischen Platten von Solnhofen, die allen an sie zu stellenden Anforderungen im vollsten Maße genügen, sich das Monopol auf dem gesamten Weltmarkte erworben haben. Es wird unseren Lesern daher von Interesse sein, wenn wir sie zu der Fundstätte dieser wertvollen Steine

geleiten, zumal die Solnhofener Schiefer gleichzeitig — nach dem Urteil des obengenannten Fachmannes — auch die **berühmteste Versteinerungslagerstätte der ganzen Erde** darstellen.

Das Dorf Solnhofen liegt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Weißenburg, an der Altmühl und der Linie München—Ingolstadt—Hof der bayerischen Staatsbahn. Der unbedeutende Ort ist berühmt geworden eben durch die Solnhofener Schiefer, mit welchem Namen die obersten schieferigen Jurakalke bezeichnet werden, die zwischen Solnhofen und Monheim und weiter bis nach Schwaben hinein den Jurakalk und Dolomit bedecken. Man verarbeitet die daselbst gewonnenen Steine für die verschiedenartigsten Zwecke,

Mörnsheim.

zum Beispiel zu Tischplatten, als Fußbodenbelag und zu mancherlei Dekorationen, vor allem aber bilden sie, wie erwähnt, das vorzüglichste bis jetzt bekannte Material zum Lithographieren. Mit der Zeit haben deswegen die dortigen Steinbrüche, in denen über 3000 Arbeiter beschäftigt sind, eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Auf dem Plateau oberhalb Solnhofen zumal reiht sich Bruch an Bruch, so daß der ursprüngliche Boden auf weite Strecken geradezu verschwunden ist. Ueber einen Umfang von drei bis vier Stunden dehnen sich die Steinbrüche aus, den Mittelpunkt der hier entstandenen bedeutenden Industrie aber bildet der Ort Solnhofen selbst.

Die Hauptbrüche zeigen sich von einer Menge steinerner Häuschen umgeben, worin die Steine je nach den verschiedenen Zwecken, zu denen sie sich als brauchbar erweisen, von den Arbeitern zugerichtet werden. Jeder gemeindeberechtigte Einwohner des Dorfes hat seinen bestimmten Anteil an diesen Brüchen.

Man steigt auf einem Schlangenpfade durch Gebüsche zu dem Schwarzberg mit dem Schwarzbruch empor. Weiterhin kommt man dann zu dem Maxbruch, wo eine Aktiengesellschaft ein bedeutendes Etablissement errichtet hat, das eben hauptsächlich die Gewinnung von Lithographiesteinen betreibt. Noch weiter geleitet uns der Weg zu den Steinbrüchen von Mörnsheim, auf deren Höhe sich ein hübscher Blick nach dem im Thale liegenden Flecken Mörnsheim erschließt. Auf dem dahinter emporragenden Berge gewahrt man die Trümmer der Burg Mörnsheim. Zu den dortigen Brüchen gehört auch der Hartbruch; weiterhin folgen die Brüche von Mühlheim und von Langenaltheim.

Der die Gegend besuchende Fremde darf nicht verfehlen, auch in einen der Brüche selbst hinabzusteigen. Ringsum sieht er dann die hohen Wände mit wie Blätter eines Buches vielfach übereinander gelagerten Schichten des

dichten, äußerst feinkörnigen Schieferkalksteins emporragen, welche massenhafte Versteinerungen enthalten. Die interessanteste Eigentümlichkeit gerade des Juragebirges ist es aber, daß sich darin etwa 40 Schichten nachweisen lassen, von denen jede nur gerade ihr allein eigentümliche Versteinerungen führt. An diesen Schichten und an den in ihnen versteinerten Tieren hat sich der Wissenschaft zuerst der geologische Begriff von Schichten und Formationen, oder — was dasselbe besagen will — von urweltlichen Zeitperioden erschlossen. Sie hat dann danach einen Maßstab zu schaffen gesucht für die



Der Hartbruch bei Mörnsheim.

Entwickelung der Organismen, nach denen die Epochen der Urwelt sich etwa bemessen lassen. Leopold v. Buch und



In einem Steinbruch.

Graf Münster von Bayreuth stellten als die ersten sogenannte Leitmuscheln im Jura auf, indem sie einzelne Organismen nachwiesen, die im ganzen Jura sich nur innerhalb einer bestimmten Schicht finden, und somit die Zeit bezeichnen, in der sie einst gelebt haben.

Gerade nun jene sogenannte Weiß-Jura-Lagune, die seit achthundert Jahren zu der alten Herrschaft Pappenheim gehört und in der Solnhofen liegt, ist besonders reich an urweltlichen Lebensformen aus dem Ende der Jurazeit in Franken.

Zu den für die Jurazeit besonders charakteristischen Tiergestalten gehören die Reptilien oder Saurier. Während aber heutzutage die Reptilien bis auf einige Wasserschlangen und Seeschildkröten auf dem festen Lande oder im Süßwasser leben, findet man in jener Periode

unserer Erde eine Reihe von echten Meerbewohnern unter ihnen, von denen viele äußerst abenteuerliche Gestalten aufzuweisen haben. In dem feinen Korn der Lithographiesteine haben sich die organischen Körper, die einst in jener Weiß-Jura-Lagune von Solnhofen lebten und verendeten, bis auf ihre feinsten Teile erhalten. Selbst das Netzwerk von Libellenflügeln ist vollkommen als ein Naturselbstdruck darin aus-



Archaeopteryx macrura,
im mineralogischen Kabinett zu Berlin (Fund vom Jahr 1877).

geprägt; desgleichen die zartesten Häute von Sepien, die Augen von Tintenfischen, die Flossenstrahlen von Fischen und die Flughaut der fledermausartigen Pterodaktylen.

Kruster finden sich verhältnismäßig selten in den Juraschichten, trotzdem sind in den Schiefern von Solnhofen nicht weniger als 34 Krebsgeschlechter in 136 Arten untersucht worden. Höchst wunderbare Wesen sind die vorhin genannten Pterodaktylen, die „fliegenden Eidechsen" jener Urzeit, von denen man vollkommene Exemplare bisher nur

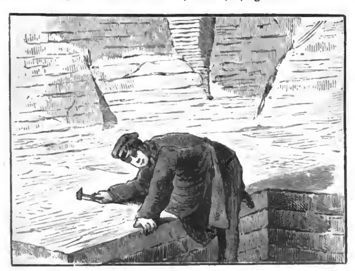
bei Solnhofen gefunden hat; ferner die Pterosaurier mit großem, meist langgestrecktem Kopf, dessen mächtige Kiefer bald in ihrer ganzen Ausdehnung mit spitzen Zähnen besetzt, bald vorn zahnlos sind, und in letzterem Falle wahrscheinlich mit einem Hornschnabel versehen waren, und die Dinosaurier. Auch urweltliche Fische, Eidechsen, Schildkröten, Alligatoren u. s. w. fehlen nicht; der berühmteste und merkwürdigste Solnhofener Fund ist aber der Archäopteryx, halb Vogel, halb Reptil, von dem bis jetzt zwei Exemplare entdeckt wurden.

Im Jahre 1861 verbreitete sich, wie Neumayr in seiner „Erdgeschichte" berichtet, die Kunde, daß in Solnhofen die versteinerten Reste eines höchst seltsamen Tieres gefunden worden seien. Das Exemplar wurde vom Britischen Museum in London um den Preis von 600 Pfund (12,000 Mark) angekauft. Es fehlen daran Kopf, Hals und Rumpfwirbel, entweder ganz oder größtenteils; erhalten sind teils vollständig, teils in bedeutenden Bruchstücken der Schultergürtel und das Becken, Vorder- und Hinterextremitäten, die lange Schwanzwirbelsäule und das Gefieder von Flügeln und Schwanz.

Erst im Jahre 1877 fand man in den lithographischen Schiefern bei Eichstätt, drei und eine halbe Wegstunde von der Fundstätte des ersteren, ein zweites, weit vollständigeres Exemplar, das namentlich auch den Kopf aufwies; nur das Brustbein, einige Teile des Schultergürtels und das Becken fehlen. Es gelangte 1880 um 20,000 Mark in den Besitz des mineralogischen Kabinetts der Berliner Hochschule.

Da beide Exemplare einander durch einen glücklichen Zufall ergänzen, so können wir uns nach ihnen von dem Bau des Archäopteryx eine ziemlich genaue Vorstellung machen. Nach der Gesamtheit der Merkmale steht dies urweltliche Geschöpf den Vögeln so bedeutend näher als den Reptilien, daß es mit aller Bestimmtheit zu ersteren zu

rechnen ist. Freilich weicht es in einer Reihe von Merkmalen von unseren heutigen Vögeln ab, zumal dadurch, daß Ober- und Unterkiefer mit Zähnen versehen sind. Gleiches hat Marsh auch bei den Vögeln der Kreideformation nachgewiesen, und auch in der gegenwärtigen Tierwelt findet man Spuren und Rudimente von Zähnen bei den Jungen mancher Vogelarten, namentlich bei Papageien.

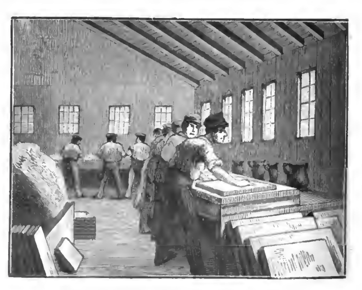


Klangprobe der Steine.

Offenbar ist es somit eine ebenso reiche wie interessante Tierwelt gewesen, welche einst zu Ende der Jurazeit mit dem Abzug der Meere aus unseren Gegenden verschwand, um entweder unterzugehen oder sich während der folgenden Kreidezeit zu neuen Formenreihen zu entwickeln.

Nach dieser Abschweifung in die Urzeit unseres Planeten kehren wir zu der industriellen Thätigkeit der Gegenwart zurück. Ebenso wie die Größe, ist auch die Dicke der Schieferplatten sehr verschieden; sie sind durchschnittlich 15 bis 30 Centimeter dick, zeigen mitunter aber auch nur die Stärke eines Messerrückens. Nicht minder unterschiedlich

ist die Farbe: weißlich, gelblich, rötlich, blaßgrau und bläulich. Die für Lithographen wertvollsten Steine sind die blaugrauen, die gleichzeitig aber auch die am seltensten vorkommenden sind. Ihre Preise sind daher immerfort gestiegen, und ihr Bezug wird außerdem noch dadurch erschwert, daß sie im Handel gewissermaßen nur als Prämie auf die häufiger vorkommenden gelben Steine, deren Preise



Das Schleifen der Lithographiesteine.

übrigens gleichfalls von Jahr zu Jahr steigen, verabfolgt werden. Man muß also entweder einen Posten von gelben Steinen in den Kauf nehmen, um blaue zu erhalten, oder für letztere einen entsprechenden Aufschlag zahlen. Die Brucheigentümer gehen eben haushälterisch mit ihrem Schatze um und suchen die Steindrucker zu veranlassen, sich mit gelben Steinen zu behelfen, wo blaugraue nicht unumgänglich nötig sind.

Man gräbt in den Brüchen nie von der Seite oder von unten nach oben, sondern direkt von oben nach unten.

Zwischen jeder Gesteinslage wird jedesmal eine Ader sichtbar, in die der Arbeiter den Meißel einsetzt, um so durch vorsichtiges Eintreiben mit leichter Mühe die obere von der nächsten Schicht abzulösen. Jede gewonnene Platte wird hierauf von dem Arbeiter zunächst auf ihren Klang mit einem Hämmerchen geprüft. Klingt sie hell und rein, so gelangt sie in die Schleiferwerkstätte; ist das dagegen nicht der Fall, so wird der Stein mit der spitzen Seite des Hämmerchens so lange von neuem geklopft, bis er sich abermals in zwei oder mehr Stücke teilt. An diesen einzelnen Teilen wird nun die Klangprobe von neuem vorgenommen und danach entschieden, ob der Stein ins Lager kommen soll oder in die „Schütte"; letzteres geschieht, im Fall er dem Format nach zu ungünstig gespalten worden ist.



Dünnermachen und Egalisieren der Steine.

Das Schleifen der Steine wird in der Weise bewirkt, daß man auf dem zu schleifenden Steine einen anderen mit großer Kraft herumreibt, nachdem zwischen beide Flächen eine ganz besondere Art von Donausand (auch wohl Mainsand) gestreut wurde. Dieser Sand wird mit Wasser be-

feuchtet, und das Reiben dann so lange mit Aufbietung aller Kraft fortgesetzt, bis jener zu ganz feinem Brei zermalmt und der Stein selbst durchaus eben und glatt geworden ist. Solange noch die geringste Unebenheit vorkommt, muß das Schleifen — oft tagelang — fortgesetzt werden, da die Lithographiesteine selbstverständlich eine durchaus tadellose Fläche aufweisen müssen. Wieder eine andere Arbeit ist das Dünnermachen und Egalisieren der Lithographiesteine, von denen Exemplare bis zu zehn Quadratfuß vorkommen.

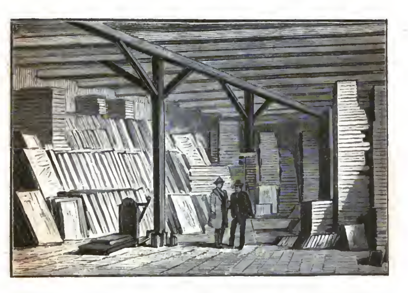


Das Zwicken der Platten zu Dachziegeln.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß nur ein geringer Teil der Platten für den Lithographen sich als brauchbar erweist. Diese Schichten sind dicker und ganz ohne Schieferung; sie liegen in verschiedenen Höhen zwischen den dünnspaltenden verteilt. Etwa der gleiche Teil des gebrochenen Gesteins, wie der, welcher Lithographiesteine liefert, wird zu 12 Millimeter dicken, etwa ein zehntel Quadratmeter großen Plättchen gespalten und dann durch „Zwicken“ zu Dachziegeln hergerichtet. Wieder ein anderer Teil wird in dicken Blöcken losgebrochen, die sich

aber durch Hammerschläge leicht in Platten trennen lassen, die entweder geschliffen als Fußbodenbelage, Fensterbretter u. s. w. oder unpoliert als ordinäre Steintische, als Gedenksteine u. s. w. Verwendung finden.

Ganze Schiffsladungen polierter Steinplatten gehen nach dem Orient, um dort für die Zimmerböden und Fluren den Belag zu bilden. Solche kühle, glatte Böden



In einem Magazin auf dem Himmelberge bei Solnhofen.

sind dem Morgenländer, der seine Schuhe beim Eintritt in ein Gemach abzulegen pflegt, ganz besonders erwünscht. Deswegen scheut er keine Kosten, diese solide und für sein Klima trefflich geeignete Bodenbekleidung bei sich einzuführen. Bei dem Gange durch eines der großen Magazine kann man die durch die Bearbeitung aus dem Solnhofener Gestein entstandenen verschiedenen Arten von Versandwaren kennen lernen. Die brauchbare Quantität beträgt nicht mehr als vier Fünfzehntel der gesamten anstehenden

Felsmasse. Der ganze Rest ist völlig unbrauchbar und muß als Schutt beiseite geworfen werden. Auf diese Weise entstehen die ungeheuren Schutthalden, die gleich Festungswällen die ganze Gegend durchziehen, wo das Erdinnere, wie wir sahen, gewissermaßen „Tiergärten der Urwelt" birgt. Die dort gewonnenen Steinplatten aber sind die Blätter eines Buches, auf denen die Erdgeschichte ihre Denkwürdigkeiten unvergänglich eingetragen hat, indem sie Skelette und Abdrücke einer längst verschwundenen Tier- und Pflanzenwelt darin einlegte, so daß sie bis auf unsere Tage gelangten. Wir können die allmähliche Entwickelung der organischen Wesen auf unserem Erdball daran studieren.





Mannigfaltiges.

Eine Künstlerheirat. — John Philipp Kemble (1757—1823) war einer der vorzüglichsten englischen Schauspieler seiner Zeit. Sein Vater, obgleich selbst Schauspieler und Theaterdirektor, wollte nicht, daß der Sohn sich der Bühne widmen, sondern daß er studieren solle. Der junge Kemble aber entlief der gelehrten Schule, welcher er anvertraut war, und schloß sich, von seinem Vater verstoßen, einer wandernden Komödiantentruppe an, bei der er jahrelang viel Hunger und Elend ausstehen mußte. Endlich kam er nach London, wurde vom Drurylanetheater, allerdings zunächst nur für kleine Rollen, engagiert und erhielt demzufolge eine nur geringe Gage.

Hier verliebte er sich in die reizende Tochter des Souffleurs, die ihn auch wieder liebte. Das junge Paar wollte gerne bald heiraten. Aber da war guter Rat teuer. Die beiden hatten kein Geld zur Beschaffung auch nur der einfachsten häuslichen Einrichtung und konnten auch keine Unterstützung seitens der Eltern oder sonstiger Anverwandten erhoffen. Doch da fügte ein merkwürdiger Umstand es so günstig, daß ihr beiderseitiger heißer Wunsch viel schneller in Erfüllung ging, als sie selbst in ihren kühnsten Träumen gehofft hatten.

John Kemble war ein bildschöner Mensch mit interessantem Künstlerkopf. Die schwärmerisch veranlagte Tochter eines reichen Lords und berühmten Parlamentsredners, welche, wenn John spielte, stets der Vorstellung beiwohnte, verliebte sich ganz unsinnig in ihn. Durchaus wollte sie ihn heiraten, sich von ihm entführen lassen und schrieb ihm zärtliche Briefchen. Ihr Vater,

der bald dahinter kam, geriet darüber in die größte Sorge, ja zuletzt in eine Art von Verzweiflung. Endlich entschloß er sich kurz und besuchte den Künstler in dessen bescheidener Wohnung.

„Sir," sagte er zu ihm, „meine Tochter Elisabeth ist ganz närrisch in Sie verliebt."

„Das ist mir bekannt, Mylord," versetzte achselzuckend Kemble. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich ihr nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben habe."

„Sie will sich von Ihnen entführen lassen."

„Das hat sie mir geschrieben; ich habe aber ihren Brief unbeantwortet gelassen."

„Einerlei, ich befürchte dennoch —"

„Sie haben von mir durchaus nichts derartiges zu befürchten, Mylord."

„Sir, ich kann meinen parlamentarischen Pflichten mich nicht mehr ungestört widmen; immer muß ich an den Liebenswahnsinn meiner Tochter denken, muß die Unglückliche überwachen."

„Das thut mir leid; aber wie könnte ich das ändern?"

„O, ich wüßte wohl ein gutes, voraussichtlich sicher wirkendes Mittel, Sir."

„Welches denn?"

„Sie müßten sich schleunigst anderweitig verheiraten. Das würde meine Tochter heilen von ihrer Liebesraserei."

„Sehr gerne würde ich Ihren Wunsch erfüllen, Mylord, ist es doch wirklich mein sehnlichstes Verlangen, meine liebe Braut an den Altar zu führen."

„Sie haben bereits eine Braut?"

„Jawohl."

„Aber das ist ja ganz vortrefflich!" rief entzückt der Lord. „Bitte, dann heiraten Sie sie doch schleunigst!"

„Leider ist das nicht möglich."

„Warum nicht?"

„Wir sind beide zu arm. Meine Braut ist die Tochter des Souffleurs des Drurylanetheaters. Sie hat nichts als ihre Schönheit und Anmut, und ich habe nichts als mein Talent, welches leider noch nicht sonderlich hoch im Preise steht."

„Da weiß ich Rat, Sir! Haben Sie Schreibgerät?"

„Hier, Mylord!“

Der Lord setzte sich an den Tisch und schrieb zwei Anweisungen auf seinen Bankier, jede lautend auf fünfhundert Pfund Sterling.

„Damit ist Ihnen und auch mir geholfen, bester Sir,“ sagte er dann. „Die eine ist sogleich fällig bei Sicht, die andere am Tage nach Ihrer Hochzeit.“

„Aber das kann ich doch wirklich nicht annehmen, Mylord!“ rief der junge Schauspieler.

„Ich bitte Sie inständig, thun Sie es, um mich von meiner schweren Sorge zu befreien.“

„Nun, unter solchen Umständen fühle ich mich veranlaßt, mit freudigstem Danke Ihr großmütiges Anerbieten anzunehmen.“

„Wann kann die Hochzeit stattfinden?“

„Wenn alles möglichst beschleunigt wird, in etwa acht Tagen.“

„Wohlan, Sir! Möge es so rasch wie irgend möglich geschehen!“

Danach entfernte sich der berühmte Parlamentarier.

Das Liebespaar zögerte natürlich nicht. Schon nach einer Woche wurde die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Die auf solche sonderbare Art erlangte ansehnliche Geldsumme hielt längere Zeit vor, bis John Kemble, nachdem er größere Rollen mit bedeutendem Erfolge gespielt, höhere und seitdem von Jahr zu Jahr steigende Gagen erhielt.

Sehr glücklich lebte das junge Ehepaar.

Die Tochter des Lords wurde durch die Heirat des Künstlers von ihrem Liebeswahn gründlich geheilt. Später vermählte sie sich mit einem reichen Indier, an dessen Seite auch sie schließlich glücklich geworden ist. F. L.

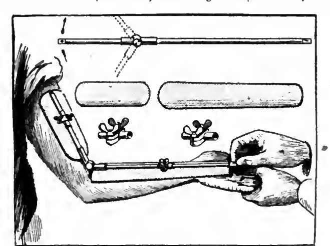
Neue Erfindungen: I. Kaltes Licht. — Bei allen unseren Beleuchtungsarten, mögen sie heißen wie sie wollen, ist die Verschwendung an Brennstoff oder, wie beim elektrischen Licht, an Kraft eine ungeheure, indem anstatt Licht auch in hohem Maße Wärme entwickelt wird. Bei einer Petroleumlampe zum Beispiel werden 99 Prozent der durch die Verbrennung erzeugten Gase in Wärme, nur 1 Prozent in Licht verwandelt; beim Leuchtgas beträgt das Verhältnis von Wärme und Licht 98½ Prozent zu 1½;

selbst bei der elektrischen Glühlampe noch 97 Prozent zu 3, bei der elektrischen Bogenlampe 90 zu 10. Wem es gelänge, nur wenige Prozente des Leuchtstoffes mehr in Licht, anstatt in Wärme zu verwandeln, die nicht nur nutzlos, sondern direkt schädlich und dazu feuergefährlich ist, würde ein Millionen eintragendes Patent erlangen, und es ist daher kein Wunder, daß Hunderte von Technikern sich eifrig mit der Lösung dieses Problems und der Verbesserung unserer Beleuchtung eifrig beschäftigen. — Nun kommt aus Amerika die Nachricht, daß es einem jungen Gelehrten, M. Moore, gelungen ist, nicht nur ein wärmearmes Licht zu erfinden, sondern ein fast völlig wärmeloses, ein kaltes Licht, so daß wir also eine Beleuchtungsart hätten, bei der fast die gesamte Energie in Licht verwandelt wird. Der von ihm beschrittene Weg ist derselbe, den Tesla in seinen berühmten Versuchen mit leuchtenden Röhren eingeschlagen hat. Er benutzt die bekannten Geißlerschen Röhren, das heißt luftleere oder vielmehr mit äußerst dünnem Gase gefüllte Glasröhren, in deren Enden eingeschmolzene Platin- oder Aluminiumdrähte hineinragen. Verbindet man diese mit den Polen eines Funkeninduktors oder den Elektroden einer Influenzmaschine, so entwickelt sich in der Röhre eine Lichterscheinung. Diese längst bekannte Thatsache bildet den Ausgangspunkt von Moores Erfindung. Durch Aenderung an den Geißlerschen Röhren und dem damit verbundenen Induktionsapparat ist es ihm gelungen, in ersteren ein sehr helles und mildes Licht ohne jede wahrnehmbare Wärmeentwickelung



Kleine Kapelle, erleuchtet durch Moores kaltes Licht.

zu erzeugen. Um jedermann die praktische Brauchbarkeit seiner Erfindung zu beweisen, hat Moore eine kleine Kapelle errichten lassen, die in der auf unserem Bilde dargestellten Weise vermittelst seines kalten Lichtes erleuchtet wird. Die Sache erregt in Amerika in den Kreisen der Elektriker Aufsehen und wird, sobald sich ihre praktische Brauchbarkeit herausstellt, jedenfalls alsbald ausgenutzt werden. Es wäre damit ein lange erstrebtes Problem gelöst, und das kalte Lichte der Geißlerschen Röhren würde an Stelle unserer Glüh- und Bogenlampen treten, die sich



Verstellbare Schiene für Knochenbrüche.

kaum erst neben dem Gaslicht die Existenzberechtigung erkämpft haben. So ist das Bessere stets der Feind des Guten. H. Sch.

II. Verstellbare Schiene für Knochenbrüche. — Bei der gegenwärtig sich immer weiter ausbreitenden Vorliebe für Sports aller Art mehren sich natürlich auch die Unfälle, unter denen einfache Knochenbrüche zu den häufigsten gehören. Hierbei ist es höchst wichtig, daß das gebrochenene Glied möglichst bald ordentlich eingerichtet und geschient werde. Die bisherigen Schienen leiden an dem Uebelstande, daß sie nur für eine bestimmte Größe passen; ist die gerade erforderliche Länge nicht zur Hand, so wird viel kostbare Zeit mit der Zurichtung der Schiene verloren. Daher ist es als ein willkommener Fortschritt

zu begrüßen, daß neuerdings eine Schiene erfunden worden ist, die man vermöge ihrer praktischen Einrichtung schnell und leicht für jedes Glied und jede beliebige Länge passend einstellen kann. Dies geschieht, wie unser Bild zeigt, durch eine sinnreiche Verbindung zweier Schienenstücke mit einer Gelenkstange, die in entsprechender Weise durch passende Klemmschrauben an den Schienen befestigt wird. Das Bild giebt sowohl die einzelnen Teile dieser neuen Schiene, wie die Art ihrer Anlegung wieder. Das Material, Aluminium, hat nicht nur den Vorzug großer Leichtigkeit, sondern auch den, daß es für die Röntgenstrahlen völlig durchdringlich ist, man also mittels dieser, ohne den Verband abnehmen zu müssen, noch nachträglich untersuchen kann, ob die Bruchenden genau aufeinander passen und keine Splitter in der Wunde sind. F. Z.

Gelinde Strafe. — Es war zur Zeit Friedrichs des Großen, einige Jahre nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges, als zwei junge Offiziere vom Regiment Gendarmes, dem vornehmsten Regiment der Berliner Garnison, in fröhlicher Weinlaune die Wilhelmsstraße hinabschlenderten. Ein ihnen begegnender würdiger alter Herr von gewaltigem Leibesumfange steigerte die gute Laune der beiden jungen Herren zum Uebermut.

„Du," rief der eine dem anderen zu, „hast du schon mal so einen dicken Kerl gesehen?"

„Nein," war die Antwort, „weißt du was? Den müssen wir einmal messen."

Gesagt, gethan! Sie traten mit feierlicher Höflichkeit an den alten Herrn heran und fragten ihn spöttisch, ob er nicht die Gewogenheit haben wollte, sich einer Messung seines Leibesumfanges zu unterziehen. Der Alte sah wohl einen Augenblick befremdet auf; dann aber blieb er ruhig stehen und fügte sich der seltsamen Prozedur, die die beiden Offiziere an ihm vornahmen, um sodann nach ironischem Dank lachend weiterzueilen.

Einige Zeit war vergangen; die beiden Leichtfüße hatten die Geschichte schon vergessen, da erhielten sie eines Tages eine Einladung zur Mittagstafel bei dem Geheimen Etats- und Kriegsminister v. M. Die beiden waren einigermaßen erstaunt darüber; denn sie hatten von dieser sehr angesehenen Persönlichkeit wohl

gehört, sie aber nie gesehen. Doch vielleicht waren sie von irgend einem Verwandten empfohlen, und selbstverständlich leisteten sie der Einladung Folge. Noch etwas mehr verwundert waren sie freilich, als sie, im Hause angelangt, erfuhren, daß sie außer dem Gouverneur von Berlin, dem alten General v. N., die einzigen Gäste waren. Ihre Verwunderung steigerte sich jedoch zum Schrecken, als sie von dem Hausherrn liebenswürdig empfangen wurden und in ihm den alten Herrn erkannten, den sie so schnöde zu geometrischen Studien mißbraucht hatten. Und nun tauchte in dieser kritischen Lage neben ihm noch die grimme Gestalt des Generals v. N. auf, der durch seine eiserne Strenge und seine selbst in jenen derben Zeiten sprichwörtliche Grobheit und Rücksichtslosigkeit allgemein gefürchtet war. Mit beklommenem Herzen setzten sich die beiden Sünder zu Tisch; eine furchtbare Scene, Arrest, Festung, Kassation erschienen als düstere Bilder vor ihrem inneren Auge. Eine Weile ging jedoch alles gut, und schon atmeten die beiden Sünder auf, da — der Bissen blieb ihnen im Halse stecken — begann der Minister mit behaglichem Lächeln zu erklären: „Denken Sie, lieber N., was mir kürzlich passiert ist," und nun folgte die Geschichte der Missethat, die den jungen Gästen nur allzu bekannt war. Nur die Namen hatte der Minister noch nicht genannt. General v. N., der schon während der Erzählung kirschbraun im Gesicht geworden war, fing nicht schlecht an zu wettern; er sprach von exemplarischer Bestrafung und fragte endlich, ob der Minister denn gar keinen Anhalt habe, wer das gewesen sei.

Der Minister weidete sich einen Augenblick an der Angst der jungen Uebelthäter; dann sagte er, gemütlich lächelnd: „Nein, sehen Sie, lieber N., es ist mir leider nicht gelungen, die Gesichter der Offiziere im Gedächtnis zu behalten und ihre Namen zu erfahren. Nicht einmal die Uniform ihres Regiments ist mir noch in Erinnerung. Ich merke doch, daß ich anfange alt zu werden. Na, lassen Sie die Geschichte nur ruhen; ich glaube sicher, derartiges wird nicht wieder vorkommen."

Noch im späten Alter versicherte der eine der beiden Offiziere seinen Kindern und Kindeskindern, daß die Lehre bei ihm und seinem Kameraden von nachhaltigster Wirkung gewesen sei. v. Br.

Die Vorratsspeicher der Pflanzen. — Wenn der Winter herangekommen ist, so haben nicht nur viele Tiere des Waldes und Feldes, wie das Eichhörnchen und der Hamster, Nahrungsstoffe eingetragen, sondern auch die Pflanzen haben Vorratsspeicher mit Reservestoffen angelegt. Denn wenn die Pflanzen auch im Winter selbst keines Nährmaterials bedürfen, so brauchen sie dasselbe doch beim Erwachen des Frühlings, wo sie ohne die Reservestoffe der sich wieder regenden Thätigkeit nicht genügen könnten. Der Vorrat, der aufgespeichert wird, ist zwar je nach den Einzelfällen verschiedener Natur, aber im allgemeinen zerfällt er doch in stickstofffreie und stickstoffhaltige Verbindungen. Zu den ersteren, aus denen die Häute der kleinen Pflanzenzellen gebildet werden, gehören Stärkemehl, Zucker und fette Oele. Die letzteren, die den Inhalt der Zellen aufbauen, bestehen aus verschiedenartigen Eiweißkörpern.

Am bekanntesten sind die Vorratsspeicher der ausdauernden Pflanzen, denn all die Rüben, Knollen und Zwiebeln, die wir in unserer Küche verwenden, sind eigentlich Ueberwinterungsorgane der Pflanzen, die zur Anhäufung der Reservestoffe dienen. Unsere Gewohnheit, daß wir diese Pflanzenteile, wie die Mohrrüben, den Rettich, die Radieschen, den Kohlrabi, Sellerie, die Zwiebeln und Kartoffeln, als Nahrungsmittel gebrauchen, bringt es freilich mit sich, daß wir ihren eigentlichen Zweck für die Pflanzen ganz außer acht lassen. Denn mit der unmittelbaren Ernährung der Pflanzen haben sie nichts zu thun, was schon daraus hervorgeht, daß von ihnen noch die feinen Saugwurzeln auslaufen. Vielmehr bilden sie, wie schon bemerkt, einen Vorratsspeicher zur Ueberwinterung, der im Laufe des Sommers allmählich gefüllt wird und entsprechend der Ablagerung der Reservestoffe mehr und mehr anschwillt und sich vergrößert. Darum sind diese Pflanzenteile auch im Herbst am stärksten und umfangreichsten. Ihre Eigenschaft als Vorratsmagazine erkennen wir deutlich, wenn sie im Frühjahr, wie die Kartoffeln, wieder in das Land gelegt werden. Je mehr die jungen Schößlinge emportreiben, sich verzweigen und Blätter ansetzen, desto mehr schrumpfen die Knollen zusammen, weil sie ihren Vorrat zum Aufbau der oberirdischen Organe abgeben. Als stickstofffreie

Reservestoffe tritt hier meist Stärkemehl auf, das bei manchen Pflanzen aber durch Rohrzucker, wie bei den Runkelrüben, oder durch Traubenzucker, wie bei der Sommerzwiebel, ersetzt wird. Selten findet sich hier fettes Oel, wie bei der Erdmandel. Die stickstoffhaltigen Reservestoffe dieser Ueberwinterungsorgane bestehen gewöhnlich aus Eiweißkörpern. Bei manchen Pflanzen bleiben auch unverarbeitete salpetrige Stoffe als Reservematerial in den unterirdischen Organen liegen.

In gewissem Sinne sind auch die Samen als Ueberwinterungsorgane der Pflanzen aufzufassen, wenigstens dienen sie zur Hauptsache als Vorratsspeicher für den Keimling, der im Verhältnis zu den abgelagerten Reservestoffen nur einen verschwindend kleinen Teil des Samenkornes ausmacht. Das, was uns verschiedene Samen, wie Erbsen, Bohnen, Linsen und die Körner der Getreidearten als Nahrungsmittel verwenden läßt, sind auch hier wie bei den Rüben und Knollen die aufgespeicherten Reservestoffe, die eigentlich den Keimling ernähren sollen, solange er noch nicht im stande ist, durch die Wurzeln seinen Bedarf zu decken. Je nach der Eigenart der Samen ist auch das Reservematerial verschieden. Während es beim Weizenkorn, wie bekannt, vorwiegend aus Stärkemehl besteht, wird es beim Rapssamen von fettem Oel gebildet.

In ähnlicher Weise legen sich unsere Bäume Vorratsspeicher an, wo es namentlich das Splintholz ist, in dessen Zellen die Reservestoffe, ziemlich ansehnliche Stärkemengen, angehäuft werden. Die Ablagerung beginnt zuerst in den Wurzeln und schreitet allmählich nach oben weiter; sie nimmt zum Beispiel beim Ahorn schon Mitte Mai ihren Anfang und ist mit Beginn des August in den jüngeren Zweigen beendet; bei der Eiche dauert dieser Vorgang vom Juli bis Mitte September, bei der Kiefer vom September bis Mitte Oktober. Der Reichtum des Splintholzes an Stärkemehl im Winter hat denn auch schon wiederholt Veranlassung gegeben, bei Hungersnöten aus Holz Brot zu bereiten. Sobald die Bildungsthätigkeit im Frühjahr beginnt, verschwindet das Stärkemehl in der Richtung von oben nach unten langsam wieder, so daß im Sommer nur wenig oder gar keine Stärke in den Bäumen zu finden ist. Diese Stärkeablagerung erstreckt sich bis



auf die einjährigen Triebe und die bekanntlich bereits im Herbst angelegten Knospen, und bei wintergrünen Holzpflanzen sogar auf die Blätter.

Als ein kleiner Beweis für die Aufspeicherung von Vorratsstoffen bei Bäumen können uns die Fruchtzweige der Obstbäume gelten, die wir im Winter in ein Wasserglas stecken. Obgleich ihnen hier nur reines Wasser geboten wird, fangen sie doch an, in der Wärme des Zimmers zu treiben und Blüten zu entwickeln. Natürlich brauchen sie zum Aufbau der Blüten Nährstoffe. Sie entnehmen also dieselben dem in ihnen abgelagerten Reservematerial, das zersetzt und umgewandelt wird, und ohne das ein Blühen der abgeschnittenen Zweige nicht möglich wäre. Th. S.

Gegensätze. — Eines Tages befand sich Philipp III., König von Spanien, auf einem Balkon seines Palastes Eskurial und beobachtete einen jungen Offizier, der in der Sonne saß und laut lachend in einem Buche las. Je weiter der junge Mann sich in das Buch vertiefte, um so größer wurde seine Heiterkeit, die endlich den Grad erreichte, daß er das Buch aus den Händen fallen ließ und sich in ausgelassener Lachlust auf der Erde wälzte. Der König wendete sich darauf zu seinen Höflingen und sagte: „Der junge Mensch ist entweder närrisch oder er liest den Don Quixote." Ein Soldat von der Garde hob das Buch auf, und man fand, daß das Buch wirklich der bekannte „Don Quixote" war. —

Während sich dies beim Eskurial zutrug, fand eine traurige Scene in einem armseligen Hause in einer engen Straße Madrids statt. Ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit weißem Bart und von Schmerz und Elend durchfurchten Gesichtszügen, lag auf einer dünnen Matratze. Der Kranke stützte sich auf einen verstümmelten Arm und diktierte mit schwacher Stimme einen Brief des letzten Abschiedes und des letzten Dankes an den Grafen v. Lermas, der ihm eine kleine Unterstützung überwiesen hatte.

Den anderen Tag bewegte sich ein kleiner armseliger Trauerzug aus diesem Hause, und wenn ein Vorübergehender nach dem Namen des Verstorbenen gefragt hätte, würde man ihm geantwortet haben:

„Dieser Mann war ein armer Schriftsteller, dessen Leben

unter Leiden aller Art verging. Die Armut nötigte ihn, Bedienter und später Soldat zu werden. In der Schlacht von Lepanto verwundet, fiel er Seeräubern in die Hände, die ihn fünf lange Jahre in einem schrecklichen Sklavenkerker gefangen hielten. Als er nach Spanien zurückkehrte, erhielt er ein bescheidenes Amt bei der Steuer, das er aber nicht lange behauptete, denn eine falsche Anklage brachte ihn nochmals in den Kerker. In diesen Jahren des Elends wurde er schließlich Schriftsteller; einige Unterstützungen, die ihm spärlich zuflossen, vermochten ihn gerade vor dem Hungertod zu retten. Jetzt hat der Tod die Leiden des Unglücklichen geendet. Er war der Verfasser des bekannten „Don Quixote", Miguel Cervantes Saavedra." C. T.

Gezähmte Schmetterlinge. — Zwei Pariser Damen haben jüngst mit Erfolg versucht, Schmetterlinge zu zähmen. Ein unlängst aus Asien zurückgekehrter Bekannter hatte den jungen Damen als Reiseandenken eine große Menge seltener Arten dieser Tierchen von dort lebend mitgebracht. Jede der Empfängerinnen besitzt davon fünfzig Stück, und es ist höchst merkwürdig zu sehen, wie zahm diese leichten Geschöpfe geworden sind. Beim Eintreten ihrer Herrin flattern sie auf diese zu, wie um sie zu begrüßen, und setzen sich auf Kopf, Schultern und Fingerspitzen der Dame nieder. Dressiert, wenn man so sagen darf, wurden sie dadurch, daß sie mit Honig auf den Fingerspitzen gefüttert wurden. Die Tierchen haben sich als Vorlagen für allerlei häusliche Kunstarbeiten recht nützlich erwiesen, indem sie einzeln fliegend oder in Gruppen abgezeichnet und dann wohl als Stickmuster verwendet wurden und dergleichen mehr. — Auffallend ist auch, daß die Schmetterlinge sich als sehr empfänglich für die Musik zeigen. —dn—

Aus dem Leben des Admirals de Ruyter. — Michael Adriaanszon de Ruyter, der berühmte holländische Admiral, einstmals der Schrecken der englischen Kriegsflotte, wurde am 24. März 1607 zu Vlissingen als der Sohn eines Bierträgers geboren. Mit elf Jahren kam er zu einem Seiler in die Lehre. Das Rückwärtsgehen behagte aber dem Jungen nicht, er wollte vorwärts, in die Welt, und ging auf ein Schiff.

Aus seinem an Abenteuern reichen Seemannsleben erzählt

man sich folgende hübsche Episoden. Als er noch Steuermann war, machte er sich einmal einem holländischen Reeder gegenüber anheischig, ein reichbeladenes Schiff nach der Berberei zu bringen, was damals fast für unmöglich galt, weil die Küste dort von arabischen Piraten wimmelte. Mit Glück und Geschick brachte er es aber fertig, erreichte den Hafen Saleh und erhielt vom Stadtrichter, dem Kadi, die Erlaubnis, seine kostbaren Stoffe auszulegen. Das Geschäft ging glänzend. Eines Tages kam der Kadi selbst und bot für ein Stück Tuch einen Preis unter dem Wert. Ruyter erklärte, nichts von dem Preise ablassen zu können, den sein Herr selbst festgesetzt hätte, er schlüge auch nichts darauf und könne und wolle nicht handeln. Als der Türke drohte, bot ihm Ruyter das Stück Tuch als Geschenk an. „Schenken darf ich es dir, das kann ich vor meinem Herrn verantworten, aber dir es billiger zu lassen, das geht nicht."

„Weißt du wohl, daß ich dich samt deinem Schiffe und deinen Waren zu behalten das Recht habe?"

„Das weiß ich; aber ich weiß auch, daß dann niemand mehr deinem Worte trauen würde."

Der Kadi erneuerte seine unbillige Forderung, und als Ruyter standhaft blieb, drohte er, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

„Thue es," sagte Ruyter, „das Tuch bekommst du nicht anders als geschenkt oder für den vollen Preis. Wäre ich aber auf meinem Schiffe, dann solltest du nicht so zu mir sprechen."

Alles zitterte für das Leben des kühnen Holländers. Da wandte sich der Kadi, mit den Zähnen knirschend, an sein Gefolge. „Seht diesen Christenhund an und schämt euch! Wenn nur ein einziger von euch mir so treu und ehrlich diente, wie dieser Giaur seinem Herrn!" Sprach's und bezahlte die geforderte Summe.

Einmal wurde Ruyters kleines Schiff auf der Heimfahrt von Ostindien von einem französischen Kaper angehalten. An Gegenwehr war nicht zu denken, Ruyter ließ sich an Bord des feindlichen Schiffes bringen, um wegen Lösegeld oder Tribut zu unterhandeln, aber so höflich der Franzose auch war, er beanspruchte Fahrzeug und Ladung, sowie Gefangengebung der Hol-

länder. Zum Schluß fragte ihn der Kapitän, ob er ihm ein Glas Wein anbieten dürfe.

„Bin ich dein Gefangener, so gieb mir Wasser; bin ich als freier Kapitän dein Gast, so bitte ich um Wein," war Ruyters schnelle Antwort.

Eine solche Schlagfertigkeit imponierte dem ritterlichen Franzosen. „In meiner Kajüte giebt es nur Wein zu trinken," entgegnete er und kredenzte Ruyter mit einem Glase Wein seine und seines Schiffes Freiheit. R. K.

Entstehung der Briefcouverts. — Vor etwa vierzig Jahren lebte zu Brighton in England ein Buchhändler Namens Brewer, der zugleich mit Schreibmaterialien handelte und in dem Schaufenster seines Ladens Papier stoßweise zierlich auszulegen pflegte. Alle Formate, vom größten bis zum kleinsten, waren vertreten, den Sechzehntelbogen schnitt er sogar noch in Kartenform, um die Reihe dieser Papierstöße zu vervollkommnen. Infolgedessen erhielt er starken Zuspruch, besonders von Damen, bei denen die kleinen und kleinsten Formate schnell beliebt geworden waren. Und nun entstand bald die Schwierigkeit, wie man die auf solches Papier geschriebenen Billette adressieren könne. Dies führte den spekulativen Mann darauf, Einschlagpapiere herzustellen, zu deren Anfertigung er sich metallener Platten von verschiedener Größe bediente, nach denen er die Einschläge ausschnitt. Das gefiel den Damen erst recht, und bald kamen Aufträge von allen Seiten. Der Bedarf stieg so rasch, daß er den Bestellungen kaum zu entsprechen vermochte, und nun alle Couverts bei der Firma Dobbs & Co. in London für sich herstellen ließ. So entstand aus einer Spielerei der Damen ein für die gesamte korrespondierende Welt äußerst praktischer und nützlicher Artikel, so wurde ein Industriezweig geschaffen, der Tausenden von Menschen Gelegenheit giebt, sich dadurch ihren Lebensunterhalt zu verdienen. W. H.

Der Brummkreisel als Ruhestifter. — Unter den Gästen des Tabakkollegiums Friedrich Wilhelms I. herrschte bekanntlich Redefreiheit. Eines Abends überschritt jedoch der sonst stets besonnene österreichische Gesandte v. Seckendorf die erlaubte Grenze und verteidigte in dem ihm eigenen näselnden Tone eine poli-

tische Angelegenheit, in welcher ihm der König fortwährend widersprach. Ein heimlicher Rippenstoß des Generals Grumbkow, der die drohende Zornesader auf des Königs Stirn anschwellen sah, blieb erfolglos, Seckendorf redete sich immer mehr in die Hitze. Da griff Grumbkow rasch in die Tasche und ließ plötzlich einen Brummkreisel durch die Bierkrüge schwirren.

„Was sollen die Narrenspossen?“ rief der König.

„Warten Majestät nur einen Augenblick,“ versetzte doppelsinnig General Grumbkow, indem er bald auf den Kreisel, bald auf Seckendorf blickte, „er wird gleich aufhören zu brummen, und dann schenke ich den Ruhestifter dem kleinen Prinzen August, wenn er kommt und Eurer Majestät gute Nacht wünscht.“

Und in der That schwieg auch Seckendorf, als der Brummkreisel ausgetanzt hatte. Lachend klopfte der König dem diplomatischen Schlaukopf Grumbkow auf die Schulter. J. W.

Des Bischofs Entgegnung. — Der wegen seiner Schlagfertigkeit bekannte Bischof Allerbury von Rochester, welcher zu den Zeiten der Königin Anna lebte, war einer der witzigsten und infolge seines beißenden Spottes gefürchtetsten Männer seiner Zeit.

Eines Tages wurde im Oberhaus ein Gesetzentwurf eingebracht, und Allerbury, der denselben mißbilligte, erklärte, er hätte schon im vorigen Winter prophezeit, daß dieses Gesetz wieder eingebracht werden würde, und nun finde er mit Bedauern, daß er recht gehabt hätte.

Als Gegensprecher erhob sich Lord Coningsbury. In heftiger Manier griff dieser den Vorredner an und erklärte, wenn Allerbury sich auch als Prophet aufgespielt hätte, so gliche er als solcher doch höchstens Bileam, der von seinem eigenen Esel getadelt wurde.

Als er alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte, setzte er sich wieder, und Allerbury ergriff zu folgender Entgegnung das Wort: „Da der edle Lord eine solche Aehnlichkeit entdeckt hat, so bin ich ganz damit zufrieden, mit dem Propheten Bileam verglichen zu werden; dagegen muß ich auf den übrigen Teil des Vergleiches verzichten, denn so viel ich weiß, bin ich nur von Seiner Lordschaft getadelt worden.“ L—n.

